Niese, Charlotte,

Aus Dänischer Zeit Bilder und Skizzen von Charlotte Niese

Bd.: 1

1892



Aus dänischer Zeit

Ch. Niese

Aus dänischer Zeit

Aus dänischer Zeit

Bilder und Skizzen

von

Charlotte Niese

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1892

Unsre kleine Stadt

Fremde werden heute die kleine weltvergessne Stadt wahrscheinlich sehr langweilig finden, wenn sie durch irgend einen Zufall dorthin verschlagen werden sollten. Wir Kinder aber fanden an unserm Wohnorte nichts auszusetzen. Wohl waren die Häuser krumm gebaut, mit verzogenen Giebeln und windschiefen Schornsteinen; aber wir wußten von jedem, der darin wohnte. Wir kannten den Besitzer, seine Frau, seine Kinder, wir wußten, wo ein Kleines geboren, wo eins gestorben war, und an allem nahmen wir teil. Wir wußten sehr gut, wie es war, wenn man auf den Zehen in ein halbdunkles Zimmer trat, um in eine verhängte Wiege zu blicken. In dieser Beziehung bildeten wir uns auf unser sachverständiges Urteil etwas ein; denn auch bei uns kam der Storch aller zwei Jahre, und wir wußten genau, wie viel „es“ wiegen mußte. Dafür sorgte mein ältester Bruder, der

jedesmal, sobald ihm das Familienereignis bekannt geworden war, mit einer altmodischen Wage, einem sogenannten „Besemer,“ in die Wochenstube huschte und zur Verzweiflung der Wärterin nicht eher fortging, bis „de oll Lütt,“ so hieß das Jüngste immer, gewogen war. Unser Ältester begründete seine Forderung damit, daß die Jungen in der Schule doch wissen müßten, wieviel der kleine Bruder an Gewicht mitgebracht hätte. Bei uns kamen nämlich meistens Jungen, und als einer meiner Brüder einmal gefragt wurde, wie viele Kinder sie wären, antwortete er: „Acht Jungens; einer davon ist ein Mädchen!“

Aber wenn wir die Freude über einen neuen Bruder gut kannten und auch mit andern über ihre neugebornen Geschwister uns freuen konnten, so wußten wir doch auch, wie es war, wenn ein ernsthafter Gast in ein Haus einkehrte. Fahl brannten die Lichter in dem verhängten Gemach, und der Schläfer lag so merkwürdig still und unerweckbar vor uns. Früher hatte er vielleicht mit uns gespielt, oder wenn es ein erwachsener Mensch war, hatte er uns vielleicht einmal ausgescholten oder aus seinem Garten gejagt; oder er war gut gegen uns gewesen. Und nun war er so weit von uns fortgegangen, so unheimlich weit, und wir sahen ihn voller Staunen, aber auch voller Interesse an, um nachher wieder leichtes Herzens in den hellen Sonnenschein hinaus zu laufen und darüber zu sprechen, ob es wohl einen

Leichenschmaus oder Kuchen geben würde. Denn es war in unserm Städtchen wie in den umliegenden Landgemeinden Sitte, eine Beerdigung als eine Festlichkeit anzusehen, bei der die Überlebenden das Andenken des Gestorbenen durch eine großartige Magenüberladung feierten. Je wohlhabender das Haus war, worin einer gestorben war, desto mehr Kuchen wurden gebacken, und desto mehr Menschen mußten dann beschenkt werden. Der Arzt, der den Kranken glücklich zu Tode kurirt hatte, bekam mehrere Torten ins Haus geschickt: aber auch der Pastor und der Justizbeamte erhielten ihr Teil. Eine große Beerdigung wurde also in weitern Kreisen gefeiert, und die Kuchen, die man dazu buk, wurden von vielen Leuten gegessen. Da war es kein Wunder, wenn manche ehrgeizige Hausfrau noch auf dem Totenbette seufzte: „Kinners, Kinners, lat de Rosinen doch jo nich in de Halfmahn*) vergeten warrn!“ und daß der sterbende Ehemann, der nach seiner Frau schickte, um von ihr Abschied zu nehmen, die Antwort erhielt, sie könne unmöglich kommen, sie habe zu viel mit dem Backen zu thun. Und wie lustig sangen die Schulknaben ihren Choral, wenn sie paarweise vor dem Sarge herschritten! Sie wußten, daß es nachher Wein und Kuchen für sie gab, oft auch noch Geld, wenn es eine besonders „große“ Leiche gewesen war! Einen Leichenwagen gab es

*) Halbmond, eine Art Stollen.

bei uns nicht; auf einer Bahre oder an großen Gurten wurde der Sarg getragen, und die Träger wechselten mehreremale. Da nun der Kirchhof mitten in der Stadt lag, und der Leichenzug, woher er auch kam, immer einige Straßen durchwandern mußte, so war es sehr interessant, zu beobachten, vor welchen Häusern der Sarg hingesetzt wurde, um die Träger zu wechseln. Denn, so sagten alle Dienstmädchen, in dem Hause, vor dem der Sarg ausruhte, würde die nächste Leiche sein. Nun war aber die Straße sehr breit, und dann befanden sich an beiden Seiten Häuser, sodaß es nicht allein sehr schwer war, genau den Platz zu bestimmen, wo die verhängnisvolle Last hingesetzt wurde, sondern es blieb auch immer noch die Wahl zwischen zwei sich gegenüberliegenden Häusern. Da war also der Vermutung und der Phantasie reichlicher Spielraum gegeben, und wir Kinder benutzten das eifrig, unterstützt von dem Geschwätz der Dienstmägde.

Es herrschte überhaupt ein ungeheurer Aberglaube in den niedern Kreisen der Bevölkerung, und selbst die Gebildetern konnten sich dem Einfluß dieser oder jener wahnwitzigen Behauptung nicht immer entziehen. Und doch sah die Stadt mit ihren breiten Straßen, ihrer hochgelegenen Kirche, die der Friedhof umgab, so ungemein prosaisch aus! Da waren keine dunkeln Winkel, keine Häuser, denen man ihre Geschichte am Giebel hätte ablesen können. Dennoch täuschte auch hier

das Äußere; denn obgleich es nur häßliche Backsteinbauten waren, so wohnten doch viele gebildete Leute darin. Vor der sogenannten „preußischen" Zeit gab es in der kleinen Stadt viel mehr studirte Beamte als jetzt. Da war der Amtmann, der Justiz und Verwaltung in einer Person vereinigte, ein Beamter mit sehr hohem Range. Dann der Aktuar, gleichfalls ein älterer Jurist, der Amtsverwalter, der Bürgermeister, manchmal auch noch der Stadtsekretär, alles Juristen, denen der dänische König allmählich die Titel Justiz-, Etats- oder Konferenzrat verlieh, unter der Voraussetzung allerdings, daß sie keine politischen Sünden auf dem Gewissen hatten. Dann blieben sie beim Justizrat stehen. Die leidige Politik! Wie viel haben wir Kinder von ihr hören müssen; ein wie unnötiger Haß wurde in unsern jungen Herzen großgezogen! Reichte doch die Beschuldigung: „Du bist ein Däne!" manchmal hin, uns mit Verachtung von einem Spielgefährten zu wenden, der nichts weiter gethan, als uns in aller Harmlosigkeit berichtet hatte, daß sein Vater den Danebrogorden erhalten habe. Es war uns verboten, mit andern Kindern von Politik zu sprechen; wir thaten es aber doch immer, wenn wir Geschwister unter uns waren. Dann erzählte uns unser ältester Bruder von dem Studentenonkel, der gegen die Dänen gekämpft und in Jütland den Soldatentod gefunden hatte. Wir hatten ihn alle nicht mehr gekannt, aber sein Gedächtnis lebte in uns fort

wie das eines Heiligen. „Er ist für Schleswig-Holstein gestorben; er hats gut!“ sagte mein ältester Bruder geheimnisvoll, und wir nickten, ehrfurchtsvoll die kleine schwarze Silhouette mit dem bunten Cerevis betrachtend, die das einzige Bildnis des Heimgegangenen war. Damals ahnten wir noch nicht, daß auch unser ältester Bruder auf Frankreichs Erde nicht allein für Schleswig-Holstein, sondern für das große deutsche Vaterland den Tod der Tapfern finden sollte.

Schleswig-Holstein — das Wort durften wir gar nicht aussprechen. In der Schule hieß es Sleswig und Holstein; der gutmütige Jütländer, bei dem ich deutsche Aufsatzstunde hatte, drohte mir mit dem Finger, als ich einmal das verpönte Wort aussprach. „Du mußt in der Ecke stehen, wenn du noch einmal so was Verkehrtes sagst!“ Ich lachte übermütig. „O, Herr Sörensen, ich meinte man bloß! Seien Sie nur nicht gleich böse!“ Herr Sörensen that uns ja nie etwas, obgleich er ein patriotischer Däne war und ganz genau die politischen Ansichten unsrer Familie kannte. Er war ein sehr guter, gewissenhafter Elementarlehrer, wie es denn überhaupt verkehrt ist, anzunehmen, daß alle dänischen Beamten und Lehrer, die damals Schleswig-Holstein überschwemmten, schlechte, intrigante Menschen gewesen seien. In unsrer Stadt wenigstens war das dänische Element nicht das schlechteste; und wenn wir Deutschen auch wenig mit ihnen verkehrten, so würde es doch

keinem Menschen eingefallen sein, böses von ihnen zu sagen. Schlimmer waren die gebornen Schleswiger, die in der Hoffnung, Karriere zu machen, mit fliegenden Fahnen zu den Dänen übergegangen waren, die von Schleswig als Südjütland sprachen, die eine servile Bewunderung für den volkstümlichen Kong Frederik zur Schau trugen und von seiner morganatischen Gemahlin wie von einer Heiligen sprachen. Diese Renegaten waren die Schoßkinder der dänischen Regierung, sie wurden mit Orden und Ehren überhäuft und mußten darin für sich und ihre Kinder einen Ersatz für die Achtung finden, der sie weder bei ihren Landsleuten noch bei den Dänen begegneten.

So war es denn nur die göttliche Gerechtigkeit, die einen großen Teil dieser Leute 1864 Amt und Stellung verlieren und das Brot der Verbannung in Dänemark essen ließ, während viele Dänen ihre Stellung behalten und unangefochten in Schleswig-Holstein weiter leben durften. Abgesehen aber von dem Unbehagen, das die politischen Verhältnisse mit sich brachten, hatten es die Bewohner von Schleswig-Holstein nicht schlecht. Die Beamtengehalte waren bedeutend größer, das ganze Leben viel behaglicher und gemütlicher. Man kannte weder preußische Sparsamkeit, noch preußisches Strebertum, ihr Leben lang blieben die Beamten auf ihren Posten und verwuchsen dadurch viel fester mit ihren Mitbürgern. Und wir Kinder brauchten nicht allzuviel zu lernen, und lernten

doch genug, um nachher die berüchtigten preußischen Examina bequem und mit leisem Erstaunen darüber, daß nicht mehr verlangt würde, bestehen zu können.

Wie gemütlich waren die Privatstunden bei Herrn Sörensen, die nachmittags nach Schluß der öffentlichen Schule in denselben Räumen stattfanden, wo Mädchen und Knaben zusammen unterrichtet und mit leiser Hand in die Geheimnisse des Rechnen und der Weltgeschichte eingeführt wurden. Jedes Kind mußte ein Licht im blanken Messingleuchter mitbringen, sobald die Tage anfingen abzunehmen. Meistens waren es selbstgegossene Talglichter, nur ich besaß ein Stearinlicht, das mir viel Vergnügen machte, weil die Tropfen des Stearins, in und auf die Hand geträufelt, kleine, feste, weiße Kügelchen gaben, die ich als Pfeffermünzbonbons anbot. Immer waren dumme Kinder da, die auf diesen Witz hineinfielen, und des heimlichen Kicherns gab es kein Ende, bis Herr Sörensen ein lautes „Na na!“ ertönen ließ oder einen dicken Strick, Bakel genannt, in der Luft schwenkte. Er schlug aber höchst selten in der Privatstunde, und dann nur die Jungen, die es auch immer verdient hatten.

Ein Hauptfesttag war sein Geburtstag. Dann wurde in der Schule gesammelt, und aus den Erträgnissen dieser Sammlung ein Korblehnstuhl angeschafft, der ihm von einer Deputation feierlich überreicht wurde. Ich wüßte mich nicht zu er-

innern, daß er jemals etwas andres als einen Korblehnstuhl erhalten hätte; aber er freute sich immer außerordentlich und traktirte seine große Klasse im Schulsaal mit Glühwein und Theekuchen. Selbstverständlich hatten an seinem Geburtstage alle Kinder frei; deshalb freuten wir uns immer, wenn der sechzehnte März kam. Wir, die wir Privatstunde bei ihm hatten, schenkten ihm etwas besonderes. Dann kamen wir in seine Privatwohnung, tranken dort Schokolade, und er war immer ganz unglücklich, wenn wir nach seiner Meinung zu wenig Kuchen gegessen hatten. Er war Junggeselle, und seine Schwester, ein stilles älteres Mädchen, führte ihm den Hausstand. Wir aber nannten sie immer Frau Sörensen und konnten es nicht begreifen, daß sie keine Kinder bekam. An ihres Bruders Geburtstag mußte sie stets, während sie uns mit Kuchen überfütterte, ein Kreuzfeuer vorwurfsvoller Fragen über sich ergehen lassen, und noch heute rechne ich es ihr hoch an, daß sie dabei stets geduldig und gutgelaunt blieb.

Ja, wir Kinder hatten es gut. Trotz der dunkeln Wolke, die über unserm Lande hing, und unter der mein Vater besonders zu leiden hatte, genossen wir unsre Kindheit in einer Freiheit und Ungezwungenheit, die jetzt selbst in einer Kleinstadt nicht mehr möglich ist. Hängt doch über allen jetzt das Damoklesschwert irgend eines Examens, von dem die Eltern schon von der Geburt ihres

Kindes an sprechen. Damals wußte man gar nicht, daß solche unangenehme Sachen existirten. Man lernte, weil man gern etwas lernen wollte, weil es eine schöne Abwechslung war, und weil man eine reine Freude empfand, wenn unser Vater uns freundlich zunickte und sagte: „Sieh, das weißt du schon; das ist ja schön!" Das war ein Lob, an dem wir lange zehrten, und das uns zu neuem Fleiß anspornte.

In den klassischen Sprachen unterrichtete mein Vater seine Kinder selbst und nahm auch wohl noch fremde dazu. Er war freudig überrascht, als sein ältester Sohn nach der Konfirmation mit fünfzehn Jahren in die Prima des Gymnasiums zu A. aufgenommen ward, er hatte ihn weder getrieben noch gedrängt. Mit den andern Söhnen erging es ähnlich; der eine hatte sogar in einem Examen einen hervorragenden Erfolg, und doch war er weder überarbeitet noch überbürdet gewesen.

So verlief unsre Kindheit wie der Sommer unsers nordischen Landes. An trüben und Regentagen fehlte es nicht; mit der Schule aber hatte das schlechte Wetter ganz gewiß nichts zu thun, alle Dunkelheit kam aus den politischen Verhältnissen, und die warme Sonne des Elternhauses, die Güte des Großvaters war doch der Grundton von allem. Daher mag es wohl kommen, daß selbst in reifen Jahren der Zauber nicht erloschen ist, der in meiner Erinnerung über der

kleinen Stadt liegt. Weltvergessen ist sie noch heute, und es wird wohl noch etliche Jahre dauern, ehe das Pfeifen der Lokomotive in ihrer Nähe gehört wird. Dann aber wird auch viel von ihrer Absonderlichkeit verschwinden, und ich möchte sie festhalten, wie sie gewesen ist.



Tante Feddersen

Wir kannten sie alle, die ältliche Jungfrau mit der steifen Haltung und dem großen Strickbeutel, und wenn wir ihr begegneten, drückten wir uns scheu an ihr vorbei. Denn die meisten von uns lernten bei ihr Schreiben und Lesen und kannten genau ihr Lineal, mit dem sie sehr rücksichtslos umzugehen pflegte. Wie eine Königin thronte sie in einer engen, heißen Stube, und um sie herum saß auf kleinen Stühlen und Holzschemeln die Jugend beider Geschlechter im Alter von drei bis sechs Jahren und malte Striche auf die Tafel oder schrie im Chor: a=b, ab; b=a, ba. Tante Feddersen selbst strickte beim Unterricht Strümpfe und Unterjacken und trug dabei eine Hornbrille auf der Nase, die nur wie durch ein Wunder des Himmels nicht herunterfiel, sondern auf der äußersten Spitze ihres sehr entwickelten Atmungsorgans hing. Ich genoß keine Unterweisung bei Tante Feddersen, weil ich im

Hause unterrichtet wurde; als aber mein jüngerer Bruder in die Jahre kam, wo kinderreiche Eltern ihre Sprößlinge gern für einige Zeit los sind, schickte man ihn in die Kleinkinderschule. Nach einer Stunde kam er weinend wieder angelaufen. „Es stinkt dort so!“ erklärte er schluchzend, und erst durch vieles Zureden war er zur Rückkehr in die Hallen der Wissenschaft zu bewegen. Seit diesem Tage bestand sein Verhältnis zur Schule eigentlich nur darin, daß er sie schwänzte, und Tante Feddersen erlebte nicht viele Freude an ihm. Er aber wußte mancherlei von ihr zu berichten: daß sie immerfort Kaffee trinke und dabei Kandiszucker lutsche, daß sie sich manchmal die Haare mache und die Haarnadeln in den Mund nehme, daß sie auf einem rotweiß gewürfelten Federkissen sitze, das eigentlich in ein Bett gehöre u. s. w. Bei uns in Schleswig-Holstein gab es früher noch kein besondres Examen für die, die eine Kleinkinderschule besaßen, und das war gut für Tante Feddersen. Sie stand nämlich mit der deutschen Sprache auf sehr gespanntem Fuße, vor allem mit den Geschlechtswörtern. Mein Bruder erregte unsre lebhafteste Freude, als er plötzlich die Mann, das Apfel, das Kartoffel, die Hund sagte; daß es auch ein männliches Geschlecht auf der Welt gab, schien Tante Feddersen nicht zu ahnen. So wurde ihr denn die Belehrung unsers Kleinen doch entzogen, was sie sehr übel nahm, ja sie sprach laut darüber, wie „komisch es doch sei, daß gewisse Leute ihr

Fleisch und Blut in die Wildnis aufwachsen ließen."

Ganz in unsrer Nähe wohnte der Krämer Ehlers, ein älterer Mann mit kahlem Kopf und lustigem, rotem Gesicht. Wir Kinder liebten ihn leidenschaftlich, weil er uns immer „was zugab," wenn wir bei ihm kauften, und erschienen daher oft in seinem Laden. Einer meiner ältern Brüder lief sogar zu Ehlers, wenn er wissen wollte, wieviel die Uhr sei, und rief, nachdem er Auskunft erhalten hatte: „Nu noch een paar Plummen tau!" Auch dieser Wunsch wurde erfüllt, und wir alle glaubten, daß unser dänischer König nicht halb so nett sei, wie unser guter Krämer. Erwachsene Leute waren freilich nicht dieser Ansicht; Jens Lauritzen, unsers Großvaters Polizeidiener und ein Kopenhagener Kind, erklärte Ehlers für einen „Swindler" und behauptete, es würde einst ein „slimmes Ende" mit ihm nehmen. Aber diese Ansicht hinderte uns nicht, Ehlers bei allen Einkäufen zu begünstigen.

Als ich eines Tages zum Privatgebrauch für einen Schilling Feigen kaufte, stand Tante Feddersen vor Ehlers und forderte ein Pfund Zucker und eine halbe Flasche Jamaikarum. „Zum Einreiben!" setzte sie mit feierlichem Ernst hinzu, und Ehlers bediente sie mit seinem freundlichsten Lächeln. Als sie gegangen war, winkte er mir geheimnisvoll zu. „Das wird auch bloß innerlich eingerieben!" flüsterte er. Ich war damals noch nicht weise genug, diese

Bemerkung zu verstehen, und sah ihn fragend an. Aber nach Art ungebildeter Leute, die mit Kindern alles besprechen, fuhr Ehlers mit noch geheimnisvollerer Miene fort: „Früher wollte sie mir mal heiraten und hat mich auch 'n Brief geschrieben! Liebe Zeit, hab ich damals gelacht! Ich hab ihr gar nicht geantwortet, und nun kommt sie immer und käuft was bei mich!" „Heirate sie doch!" sagte mein älterer Bruder Jürgen, der den Feigeneinkauf gewittert hatte und mir, wie immer bei solchen Gelegenheiten, mit großer Zärtlichkeit gefolgt war. Herrn Ehlers rotes Gesicht ward noch röter vor Lachen. „I du meine Güte! Zehn Jahre älter ist sie als ich! Nein, mein Junge, solche alte Scharteke nimmt Christian Ehlers nicht!" Jürgen hörte ihm gespannt zu, und als wir fortgingen, erzählte er mir, daß es schon früher, in ganz alten Zeiten so gegangen sei, daß einer hätte heiraten wollen und der andre nicht. Mein Bruder lernte nämlich schon biblische Geschichte, und während er großmütig die Feigen mit mir „teilte," erzählte er mir von Joseph und Potiphars Weib. Sie hatte gewollt, er nicht — gerade so wie Tante Feddersen und Herr Ehlers. Seit der Zeit ist Potiphars Weib für mich eine alte Scharteke, bewaffnet mit Lineal und Hornbrille geblieben.

Einige Wochen später schickte mich unser Mädchen in der frühesten Morgenstunde zu Ehlers. Sie hatte vergessen, etwas sehr Notwendiges einzukaufen, und ich ließ mich bereit finden, vor der

Morgenmilch einen Gang zu meinem Freunde zu machen. Als ich in den Laden trat, saß der Krämer mit rotblauem Gesicht auf der Essigtonne. Er hatte einen Strick um den Hals und sah mit gläsernen Augen auf Tante Feddersen, die vor ihm stand und sich in solcher Erregung befand, daß sie mein Kommen nicht bemerkte. „Gott in hogen Himmel!“ rief sie. „Ehlers, Ehlers, was fällt dich eigentlich ein? An 'nen Schinkenhaken hast dich aufgehängt, und wenn ich mich nich gerade forn Hamborger Schilling Sweinesmalz kaufen will, hängst du an den heutigen Morgen schon vor deinen himmlischen Richter! Und das allens, weil du reinemang bankerott büst, was ich dich all ümmer gesagt! Und ich hab gerade die alte Kleiderschere bei mich, die ich nach 'n Smidt bringen will, weil sie keine Spitz mehr hat und — —“ Hier drehte sich Tante Feddersen leider um und sah in ein über alle Maßen neugieriges Kindergesicht. In derselben Sekunde hatte sie mich aus der Thür geworfen, und mich bei dieser Gelegenheit so unsanft angefaßt, daß ich heulend nach Hause lief.

Obgleich mir verboten wurde, über mein Erlebnis zu sprechen, so hatten doch wohl auch andre Leute Tante Feddersen in Ehlers Laden gesehen. Bald sprach die ganze Stadt davon, daß Ehlers sich hatte aufhängen wollen, weil er seinen Schuldnern nicht hätte gerecht werden können; der Laden ward geschlossen, und es hieß, der lustige Krämer

müsse sitzen. Aber da erschien Tante Feddersen beim Bürgermeister und hatte in ihrem großen Strickbeutel einige Strümpfe voll harter Speziesthaler, und Ehlers brauchte nicht zu sitzen.

Eines Tages liefen wir Kinder, so schnell uns unsre Füße trugen, in die Kirche. Dort ward Ehlers mit Tante Feddersen getraut, und dieses Ereignis regte unsre kleine Stadt so auf, daß Jens Lauritzen, der an der Kirchthür in voller Uniform stand, den andrängenden Müttern, die ihre neugeborenen Kinder mitgenommen hatten, immer wieder sagen mußte: „Kein Menst unter ßeks Jahre darf hinein in das Kjerke!“ Es war aber doch ein furchtbares Gedränge, und alle sprachen laut über das Paar, das zusammen 110 Jahre alt sein sollte. Mir gefiel Tante Feddersen sehr gut in ihrem schwarzen Kleide und in ihrer Mütze mit langen Lilabändern. Sie sah sich ernst ringsum, während Ehlers mit niedergeschlagenen Augen neben ihr stand. „So hat Potiphars Weib doch ihren Willen durchgesetzt,“ flüsterte ich Jürgen zu, der an meiner Seite stand. Aber er antwortete ärgerlich, ich sollte kein dummes Zeug reden, sondern lieber zusehen, ob man an Ehlers Halse noch einen roten Strich erblicken könnte. Und so starrten wir denn den Bräutigam unausgesetzt während der ganzen Feierlichkeit an, was ihm gewiß sehr angenehm war.

Nun wohnte Herr Ehlers bei Tante Feddersen, ein Umstand, den wir ebenso wenig begreifen

konnten, als das Verlangen der jungen Frau, Frau Ehlers genannt zu werden. Dieser Wunsch ward ihr durchaus nicht erfüllt. Die kleinen Kinder konnten wohl a-b ab lernen, aber daß Tante Feddersen jetzt anders heiße, vermochten sie nicht zu begreifen. Sie blieb Tante Feddersen, und da Ehlers jetzt beim Unterricht verwandt wurde, so nannten die Kleinen ihn Onkel Feddersen. Er war, wie sie sagten, „besser" als Tante Feddersen und gab ihnen manchmal ein Stück Kandiszucker, wenn seine Frau nicht im Zimmer war. Aber aus dem vergnügten, dicken Ehlers wurde ein magerer, stiller Onkel Feddersen. Wenn wir, seine alten Freunde, ihm begegneten und ihm zunickten, lächelte er zerstreut und sah zur Seite. Zum Zeichen, daß sich meine Freundschaft stets gleichblieb, obgleich er mir nichts mehr „zugeben" konnte, fragte ich ihn, ob das Aufhängen sehr weh thue; aber zu meiner Überraschung kehrte er sich ab und antwortete gar nicht. Andern Kindern erging es ähnlich, und so ward uns „Onkel Feddersen" langweilig und wurde nach Art der undankbaren Welt endlich ganz von uns vergessen.

Unsre Teilnahme für ihn erwachte erst wieder, als wir hörten, daß er plötzlich gestorben sei. Da liefen wir alle zu Tante Feddersen, um die Leiche noch einmal zu sehen. Wir wurden aber alle aus der Thür geworfen und mußten uns damit begnügen, dem Begräbnis auf dem Kirchhofe beizuwohnen, was wir denn auch thaten, obgleich es

uns längst nicht so gefiel, wie die Trauung vorm Jahre. Die erwachsenen Leute, die mit uns auf dem Kirchhofe standen, sagten, Ehlers sei an der Auszehrung und an der Tante Feddersen gestorben, und alle bedauerten ihn und meinten, das käme davon! „Wovon?“ fragte ich neugierig, und die Antwort war: „Kind, das verstehst du nicht!“ Später habe ich einsehen lernen, daß die erwachsenen Menschen das Leben mit seinen Rätseln auch nicht verstehen, damals aber war ich sehr beleidigt über diese Antwort.

Tante Feddersen hat noch viele Jahre unterrichtet, und nach Ehlers Tode war sie mit der deutschen Sprache gespannter als je zuvor. Ich sah sie später einmal wieder, da sprach sie gerade über „die Männers.“ „Sie taugen alle nix!“ sagte sie böse. „Kaum hat man sie, dann kneifen sie wieder aus! Was ich mich bloß denke, was Ehlers mich für bar Geld gekostet hat; erst seine Schulden, und denn das Trauung und denn das Krankheit und denn die Begräbnis, denn kann ich rein swindlig werden! Ja, die Männers, da ist kein Verlaß auf! Und meinen ehrlichen Namen, der mich angetraut is und der in Kirchenbuch steht, den krieg ich erst, wenn ich tot bin, da paß man auf!“

Tante Feddersen hat Recht gehabt. Neulich war ich auf dem Kirchhof der kleinen Stadt und suchte ihr Grab. Ich konnte es nicht finden und wandte mich an den Totengräber. „Tante Fed-

dersen liegt hier!“ sagte er, indem er mir einen Stein zeigte, auf dem stand: „Hier ruhet in Gott die christliche Ehefrau und Witwe Dorothea Ehlers geb. Feddersen.“ Es that mir doch leid, daß sie es nicht selber lesen konnte. Aber so ist es immer mit der Erfüllung unsrer Wünsche. „Da ist kein Verlaß auf!“ sagte Tante Feddersen.

[illegible] liegt nicht. [illegible] mit ihm [illegible] geigte, und dem [illegible] in dem [illegible] Tante [illegible] Es [illegible] es nicht selber sagen konnte. Aber so ist es immer mit der [illegible] [illegible] Tante Fröbbchen.

Was Mahlmann erzählte

Is da was Gutes ein? Dann stell das Korb man hierhin und geh nach Hause!“ So wurden wir von dem alten Mahlmann begrüßt, wenn wir ihm einige Lebensmittel brachten. Er war steinalt und lag meistens im Bett, und nur an besonders warmen Sommertagen saß er auf der Bank vor seinem winzigen Häuschen und ließ sich von der Sonne bescheinen. Hätte sich nach unserm langweiligen Städtchen einmal ein Maler verirrt, so hätte er sicherlich den scharfgeschnittenen Charakterkopf des alten Mahlmann auf seine Leinwand gebracht. Es war ein kluges Greisengesicht mit festgeschlossenen Lippen und funkelnden Augen, deren Ausdruck so finster und beobachtend war, daß wir Kinder sogar den Eindruck gewannen, der alte Mahlmann sei anders als alle andern Leute. Und das war er auch. Erstens bedankte er sich niemals, wenn man ihm etwas Gutes zu essen brachte; er machte sogar noch seine Bemerkungen über die empfangenen

Wohlthaten. Wenn man ihm etwas brachte, was er nicht mochte, so sagte er: „Geh man wieder nach Hause und sag dein Mutter, der alte Mahlmann wäre kein Drangtonne, wo man alles einsmeißt, was nich mehr zu essen ist. Brauchst auch nicht wiederzukommen!“

Auf diese Weise verdarb es der alte Mahlmann mit mancher braven Hausfrau, sie verschwor sich hoch und heilig, dem abscheulichen alten Sünder nichts mehr zu schicken. Aber Mahlmann machte sich nichts daraus, hier und dort in Ungnade zu fallen. Er brauchte wenig zu seinem Leben, und was er brauchte, wurde ihm noch immer gebracht.

Für mich hatte der alte Mann mit den finstern Augen eine ganz besondre Anziehungskraft. Ich glaube, es kam das daher, daß er mir einmal eine wundervolle Spukgeschichte erzählt hatte. In dieser Geschichte kamen mindestens ein halbes Dutzend Hexen und ein ganzes Dutzend Gespenster vor, und ich war viele Abende nachher unter Thränen und nur unter der Bedingung zu Bette gegangen, daß jemand bei mir säße, bis ich eingeschlafen wäre. Aber der Reiz des Schauerlichen war doch so stark bei mir, daß ich Mahlmann seit der Zeit noch lieber besuchte und ihm manchmal aus den eignen schmalen Mitteln etwas kaufte, nur um ihn zum Erzählen zu bringen. Es gelang das aber nicht immer, denn der Alte war Stimmungen unterworfen, die ihn manchmal wortkarg und verdrießlich machten. Manchmal aber erzählte er doch

allerlei aus seinem Leben, dem es ehemals nicht an Abwechslung gefehlt hatte. Als Diener eines höhern dänischen Militärs war er zur Zeit der Revolution in Paris gewesen, und seine Beschreibung, „wie die feinen Herrns do alle in ein alten Slachterwagen mußten, damit ihnen der Kopf abgeslagen wurde," war äußerst deutlich. „Mein Baron war da mit einemmal auch mit mang und sollte auch zu die alte Tine oder wie das Ding hieß," erzählte er mir eines Tages, als er zum Sprechen besonders aufgelegt war; „aber er kam noch gut davon. Das war so einer, der konnte die Weibers bethören, und die Weibers haben ihn denn ja auch glücklich aus die Stadt gebracht!"

Mahlmann saß auf der Bank vor seiner Hausthür und streckte die fleischlosen Hände so, daß die Sonne darauf scheinen konnte. Um die Schultern hatte er einen zerlumpten Rock, der ehemals rot gewesen war, nun aber in allen Farben schillerte. Es war so heiß, daß ich mich in den Schatten der Hausthür flüchtete; der alte Mann aber zitterte vor Frost. Ich hatte ihm ein großes Stück Kuchen gebracht und hielt es ihm jetzt hin. Langsam griff er darnach, und langsam aß er es auf.

„So was hatt ich anno dunnemals in Pries auch mannichmal. Liebe Zeit! Mein Baron war ein hübschen Mann, und für meine Jahrens, fufzehn oder sechzehn bin ich woll gewesen, hatte ich einen guten Verstand. Bloß, ich konnte die alte fransche Sprache nich rech verstehen, und das war

ärgerlich. Aber die Geschichte mit die lütte Mamsell konnte ich begreifen, denn sie wohnte uns gegenüber, und ihr Vater hatte ein Krämergeschäft, wo sie mit in Laden half. Zuerst kauften wir da nix; aber ein langer Engelländer erzählte an meinen Baron, daß da bei diesen Krämer ein feinen Ungarwein zu haben wär. Der kam aus den König sein Weinkeller, der ja nun doch kein Wein mehr trank, weil daß er auch zu die Gartine hatte fahren müssen. Und den Wein hatten sich ein paar vernünftige Leutens geteilt, was ja recht und billig war, und er kostete ein Spottgeld. Da bin ich denn herüber gewesen und hab was davon gekauft, und Mamsell Manon war im Laden und hat über meine Sprache gelacht, bis sie weinte. Und ich bin bös gewesen, und als ich mit dem Wein zu meinem Baron kam, hab ich gesagt, daß ich nich mehr zu die dumme Mamsell wollte, die nich mal deutsch verstände. Den andern Tag hat mich mein Herr wieder schicken wollen; aber da bockte ich auf. Herr Baron, hab ich gesagt, Sie können mich gern was mit die Peitsche geben, denn ich bin man bloß der Diener, aber zu das dumme Mädchen von gradüber gehe ich nich wieder, und wenn Sie mir dazu zwingen, dann verklag ich Sie beis Gericht, daß Sie ein Aristokrat sind. Denn hier is ja allens egal und frei, soviel fransch kann ich auch noch, und leid solls mich thun, wenn Sie zu die Gartine müssen; aber slecht behandeln laß ich mir nich!

Mein Baron hat mir ganz sonderbar angesehen, Räsong aber nahm er an; und zu die Mamsell brauchte ich nich mehr, denn mein Herr nahm selbst seine Beine in die Hand. Und da hat er denn eine Freundschaft mit Mamsell Manon angefangen, und sie ist zu uns gekommen und hat den königlichen Wein selbst gebracht. Bei näherer Bekanntschaft war sie nich slimm. Sie lachte ein büschen viel und sang wie ein kleinen Vogel, ümmerlos und ümmerlos; aber kein Mensch kann ja gegen seine Natur. Und ein anständiges Mädchen war sie auch; denn als mein Baron ihr mal umfassen und einen Kuß geben wollte, gab sie ihm einen Ordentlichen an die Ohren. Und ich hab gar nich gewußt, daß mein Herr ein so dummes Gesicht machen konnte. Aber was die Vornehmen sind, die kriegen auch nich ümmer ihren Willen."

Und Mahlmann nickte ein paarmal und aß krümchenweise seinen Kuchen weiter, ehe er wieder zu reden begann.

„Nein, sie kriegen nich ümmer ihren Willen," fuhr Mahlmann fort. „Mein Baron, der wollte partuh noch länger in Pries bleiben, obgleich schon viele von seine vornehmen Bekanntschaften mit abgeslagenen Kopf in die Kalkgrube lagen. Er hatte keine Lust, fortzugehen, und saß den halben Tag bei Mamsell Manon im Laden und sagte, was ein echter Däne wäre, der hätte keine Angst vor die Franzosen, die thäten ihm ganz gewiß nix! Manchmal aber kommt allens anders, als man denkt,

und eines Abends wird mein Baron auch von so'n paar lange Soldaten weggeholt. Das war nun hellschen ungemütlich, kann ich man bloß sagen: der Herr war wohl mannichmal mit die Peitsche auf mir losgefahren, und so furchtbar viel machte ich mich nich aus ihn. Abersten wenn man so ganz allein in so'n verdrehte Stadt is, wo kein Christenmensch is, der ein Mund voll Snack verstehen kann, denn kriegt man doch das Gräsen. Und als am andern Morgen Mamsell Manon ankam und auf mir einredete und furchtbar weinte und mich die Backen streichelte, konnte ich ihr ganz gut verstehen, obgleich die alte fransche Sprache einen ziemlichen Swabbelkram is. Die Mamsell meinte, ein Käsäng (Cousin) von sie, der hätte den Baron ins Prisong gekriegt, weil daß er schallu war. Was sie sonst noch sagte, weiß ich nich mehr; aber was sie wollte, das konnte ich bald begreifen, und die Haare fingen an mich zu Berge zu stehen. Denn sie wollte meinen Konfirmatschonsanzug geliehen haben, den ich erst dreimal angehabt hatte, einmal bei die Konfirmatschon, denn beis heilige Abendmahl und denn, als ich mir beim Herrn Baron meldete. Nun lag er in meinen Koffer, weil ich immer 'nen bunten Rock trug, und nachher, als die Franschen keine Lifreen mehr leiden mochten, da gab der Baron mich einen alten grauen Anzug. Als die Mamsell ümmerlos meinen besten Rock haben wollte, sagte ich natürlicheweise nonk, nonk und schüttkoppte dabei, daß

mich die Gedanken ordentlich vor die Augens funkelten; Manon aber streichelte mir ümmer weiter, und sie kriegte wahrhaftigen Gott ihren irdischen Willen, wie die Weibers das ümmer thun. Mit einemmale hatte ich meinen Koffer offen geslossen, und sie lief mit den Konfirmatschonsrock fort und mit allens andre. Ich kuckte ihr noch ganz verbaast nach, da kam sie all wieder und wie'n Mannsbild angezogen!"

Mahlmann schwieg einen Augenblick und wickelte sich fröstelnd in seinen roten Rock. „Liebe Zeit, was das jetzt ümmer so kalt is, früher wars in Julimonat doch noch manchmal ein büschen warm. Aber allens wird anders, als man denkt. Die kleine Mamsell hatte mich auch himmelhochens versprochen, ich sollt mein gutes Zeug wieder haben. Ja woll — Proste die Mahlzeit! Aber was wahr is, muß wahr bleiben: reinemang niedlich hat sie ausgesehen in das gute schwarze Zeug, und nun habe ich auch verstanden, warum sie vom Baron keine Kleedasche angezogen hat, und auch nicht von dem Krämer, was ihren leiblichen Vater war. Der ist kurz und dick, und der Baron is groß und breit gewesen: in son Kram hätte die Kleine man slecht ausgesehen. Nun konnte jedermann glauben, daß sie einen richtigen Jungen war. Und wie ein paar Jungens sind wir hingelaufen nach einem von die vielen Gefängnisse, wo die Aristokraten in Prisong saßen, ich mit'n Korb und sie mit'n Korb, da is Brot und Briefpapier ein ge-

wesen, und das haben wir an eine Frau von die Wärters gebracht, die damit Handel getrieben und viel Geld verdient hat. Denn was die Aristokratens waren, die haben ümmerlos Briefe schreiben wollen, woraus man recht sehen kann, was das für Faullenzers gewesen. Denn was ein ehrlichen Mann sein will, der hat doch ein Mund zum Snacken und braucht doch nich Klexe aufs Papier zu machen, bloß um die Zeit totzuschlagen. Zwei oder drei mal sind wir bei einem von die großen Prisongs gewesen; ich bin draußen geblieben, weil daß ich ein büschen bange war, Mamsell Manon is aber hineingegangen und hat mit die Wärters gesprochen. Was sie sonst noch gemacht hat, weiß ich nich; ich hab da draußen gestanden und an mein Konfirmatschonsanzug gedacht, mit dem die kleine Mamsell gar nich schonsam umgegangen is. Drei Tage hat sie ihn schon gehabt und hat ihn mit nach Haus genommen, und ich hab gar nich gewußt, wo er war, wenn sie im Laden stand und ihre gewöhnlichen Kleider anhatte. Denn es mußte ümmer dunkel sein, wenn wir zusammen ausgingen; so in Schummern; denn kam sie bei mich an und denn ging die Tour los. Und was wahr is, muß wahr bleiben: wenn sie gekommen is, hat sie mich immer was mitgebracht, einen Sluck Wein und ein Stück Kuchen oder sowas. Und am Abend von den vierten Tag, als ich wieder auf sie warte und vor die Thür von das große Gefängnis stehe, da faßt mir einer an die Schulter

und sagt auf deutsch: »Vorwärts!« Da war es mein Baron, der mit einemmale vor mich stand und hellschen in Eile war, fortzukommen. »Franz! — sagt er zu mich — komm snell, oder ich bin verloren!« »Wo is aber die lütte Mamsell? — frag ich — und wo is mein Konfirmatschonsanzug?« Da kriegt er mir beim Arm und sleift mir durch die Straßen, daß mich Luft und Atem vergeht. »Sie wird kommen! — sagt er so vor sich hin — morgen schon wird der Irrtum aufgeklärt werden, wenn ich aus der Stadt bin. Ihr Vater wird sie schon befreien.« Aber obgleich der Baron mir noch ümmer so vor sich hin geschoben hat, bin ich doch stehen geblieben. »Herr Baron — hab ich gesagt —, die klein Mamsell hat mein besten swarzen Anzug an, und die Hosen sind noch aus den Herrn Pastor seine gemacht, und das sag ich Sie, wenn ich mein Anzug nich kriege, worin ich bin verkonfermirt worden, dann gehe ich zu die Herrn von die Koppabslaggesellschaft und verklage Ihnen, daß Sie aus das Kaschott gebrochen sind, was doch gewiß nich sein soll. Denn von Rechtswegen sollen alle Aristokratens zu die Gartine oder wie das Ding heißt, hin, weil doch Egalität und Freiheit sein muß, und weil wir armen Kerls uns nich veramüsiren können, wenn die hohen Herrn uns all das büschen Pläsir vorwegnehmen!« Da hat aber mein Baron Augen gemacht, wie ich ihm das gesagt hab! War gerade so, als hätte er mir am liebsten totgestochen.

Aber das ging nun doch nich, und er gab mich gute Worte. Liebe Zeit, was hat der Mann mich da allens versprochen! Einen Beutel voll Speziesthaler und alle Jahre ein Swein und alle Jahre ein swarzen Anzug, wenn ich bloß ruhig mit ihm nach Haus gehen wollte. Und ein Ring mit ein roten Stein hat er mich auf die Stelle an den Finger gesteckt, weil der mich ümmer so in die Augen gestochen hatte, und so bin ich denn mit ihm still weggegangen und in seine Wohnung, wozu ich ein Slüssel hatte. Da hat mein Baron in die Dachkammer geslafen, wo ich sonst loschirte, und ich hab mir aufn Sofa in sein beste Stube hinlegen müssen, daß es so aussah, als wenn ich den großen Herrn spielen wollte. Der Baron is zweimal in ein blauen Kittel mit'n Mütze auf'n Kopf ausgegangen, das heißt den andern Tag, und am zweiten Morgen sind wir beide zu Fuß aus die Stadt gewandert, und wir hatten Kleider an, die ich nich gern mit ein Feuerzange hätte anfassen mögen!"

Mahlmann schwieg und rieb sein linkes Knie. „Was ich doch ümmer fürn Reißmichtismus hab! Und in Julimonat! Aber das kommt davon, wenn man ein büschen in die Jahrens kommt. Neunzig sind es ja woll; was aber mein Großvater sein Tante war, die is weit in die Hunderte gekommen und is bloß gestorben, weil sie bein Sweineslachten zu viel gegessen hat!"

Er seufzte und nickte dabei. „Einmal müssen wir alle in die Erde; aber komisch is es doch,

daß es so verschieden is. Das Sterben nämlich. Nu bin ich alt, und damals, als ich so am frühen Morgen durch Pries lief mit 'nem Lumpensack aufn Rücken und mein Baron gerade so aufgetakelt, so dachte ich zu allererst in mein Leben an den Tod, was doch eigentlich kein Gedanken fürn halben Jungen is. Das kam auch man bloß davon, daß uns die Karrens vorbeifuhren, wo die Aristokratens einsaßen, denen der Kopp abgeslagen werden sollte. Ich hatte die alten Karrens schon oft fahren sehen und mich natürlicheweise garnix dabei gedacht, weil es ja gut war, daß die feinen Moschüs und Madams aus die Welt kamen; aber diesmal verfiehrte ich mir doch, weil die lütte Mamsell mit auf einen von die alten stoßigen Wagens saß. Und was das dollste war, sie hatte meinen Konfirmatschonsanzug noch an und sah aus wie ein kleinen nüdlichen Jungen. Und sie hatte die Hände gefaltet und sah aus, als wenn sie zum heiligen Abendmahl wollte. Da waren wenig Menschen in die Straße, weil es so früh am Morgen war, und ich wollte gerade den Mund aufthun und schreien, daß die Mamsell meinen swarzen Anzug noch anhatte, und daß sie mich den wiedergeben sollte, da legt mein Baron mich die Hand auf den Mund, daß ich beinah sticken muß. Gottsdonnerwetter, was hat er mir gedrückt; aber man bloß ein kleinen Augenblick; dann hat er mit einemmale alle Kraft verloren und hat stockstill gestanden und angefangen zu zittern. Und

das is davon gekommen, weil er die kleine Manon angesehen hat und sie ihn. Da is so'n Lächeln über ihr Gesicht gegangen, und sie hat den Kopf ein büschen vornüber geneigt, und dann is der Karren rasch weiter gefahren. Mein Herr aber hat woll 'ne Viertelstunde auf einem Fleck gestanden, und die dicken Thränen sind ihm über die Backen gelaufen. »Ein grauenhafter Irrtum!« hat er gemurmelt. »Sie sagte mir doch, daß sie nicht in Gefahr sei, daß ihr Vater sie am nächsten Tage befreien werde. Er muß sie nicht gefunden haben! Himmlischer Vater, hast du kein Erbarmen gehabt mit ihrer Jugend und Schönheit?« Der Baron hat noch allerhand mehr gesprochen, und weil er gar nich weiter gegangen is, bin ich ungeduldig geworden. »Herr Baron — sagt ich —, die lütte Mamsell is nun ja woll all weg, und mein swarzen Anzug auch, denn da is kein Gedanke, daß ich den wiederkriegen thu, aber wenn wir hier noch ein büschen länger stehen, dann kommen wir auch auf die Gartine, was die lütte Mamsell doch nich gewollt hat. Sonst hätte sie sich nich so angestellt mit meinen Anzug. Und nun is sie ja woll schon in Himmel, wo es doch sehr nett sein soll!« So hab ich denn mit mein Baron klug gesnackt, und er is snell und ümmer sneller gegangen, bei die Thorwachens vorbei und aus die Stadt hinaus, bis er sich erst nach mich umgesehen hat, als wir an Häusers kamen, wo Engelländer einwohnten. Das war ein Dorf ein

paar Meilens von Pries fort, wo die Franschen nich so slimm aufpaßten, wie in die Stadt selbst. Die Engelländers aber wollten auch wieder nach ihr eigen Land, weil das allens ein büschen ungemütlich wurde, und mit die Herrschaften sind wir pöh und pöh nach die Küste gereist und von da in ein kleines Schiff nach Engelland, wo die Leute nach meinen Gesmack den Rinderbraten zu rot essen. Aber sonsten is da ein ganz gutes Leben, und ich will garnix dagegen sagen, wenn bloß mein Baron ein büschen lustig gewesen wäre. Aber der hatte das Lachen verlernt, war still und blaß geworden, und nachts, wenn er slafen sollte, dann lag er und stöhnte und murmelte fransche und dänische Worte vor sich hin. Und im Traum rief er ümmer nach Manon. Das war ja nun eigentlich nich nötig, denn sie konnte doch nich kommen!"

Der Alte blickte nachdenklich in die Nachmittagssonne. „Als ich mich die Sache nachher überlegt hab, da hat mich die lütte Mamsell auch hellschen leid gethan. Denn sie war ein klein nüdliche Deern mit braunen, kurzen Haaren, und ihre Augens lachten so lustig in die Welt, als wenn es nie und nümmer Kummer und Sorge gäbe. Damals war ich ja noch ein grüner Junge und verstand nix von die Weibers; nachmalen aber is mich doch das Lächeln von die Kleine, wie sie aufn Karren saß, nachgegangen. Ich hab nachher mal ein kleines Kind in'n Sarg liegen sehen: das sah gerade so zufrieden aus, wie Mam-

sell Manon, als sie ihren weißen Hals auf die Slachtbank legen sollte. Mit den Jahren bin ich auch vernünftiger geworden und hab nich ümmerlos an mein swarzen Anzug gedacht, obgleich ich mir noch lange darüber ärgerte. Der Baron is gegen mir anständig gewesen, da will ich nich über klagen; aber nachher meinte er, wir wollten doch lieber von einander, weil daß ich in Pries ein büschen frei in meine Manieren geworden war. Er hat mich was Ordentliches gegeben, und wenn ich nich Mallöhr gehabt hätte mit allerlei, so könnte ich jetzt ein reichen Mann sein. Aber das is ümmer so: hierzulande is es gar nix mit die Egaligkeit, und wenn wir nich mal 'ne ordentliche Revolutschon kriegen, wird es auch nich besser. Und dabei kann es einen auch noch slecht gehen, wobei ich an den franschen Krämer denke, der mit die Weins aus den königlichen Kellers so'n guten Handel hatte. Das war einer von die Forschens, die immer noch mehr Aristokraten tot haben wollten. Na, und sließlich is sein eigen Fleisch und Blut für einen von die slimme Sorte in den Tod gegangen, was der Alte sich woll nümmer gedacht hat. Wenn einer nämlich Mallöhr haben soll, denn kommt es, und zu mich is es auch gelangt, als ich Anno dazumal mit einmal mit zu die Diebsbande gehören sollte, wo die Gerichtens so viel Wesens von machten. Und obgleich ich mir sehr gut verteidigte und den Leuten ordentlich Bescheid sagte, kam ich doch nach Glückstadt ins Zucht-

haus und wär da woll 'ne Ewigkeit geblieben. Aber da bringt ein ganz sonderbaren Glücksfall den dänischen König dahin, der das Zuchthaus besehen will. Er und ein ganzen Berg von feinen Herren, und wir Sträflinge, wir müssen in Reih und Glied stehen, so lange wie der alte Friedrich uns besieht. Wer aber geht hinter den König her? Mein Baron, der weiße Haare gekriegt hat und 'nen krummen Rücken und 'nen großen Stern auf die Brust. Der geht so ganz gemächlich zwischen uns durch; als er bei mich vorbeikommt, räuspere ich mir, und er kuckt sich so halb verloren um. Dann aber fährt er ordentlich ein büschen zusammen und kommt ganz nahe an mir heran. »Dich sollt ich kennen!« sagt er, und ich lach ein klein wenig. »Herr Baron, wissen Sie noch die Geschichte von mein guten swarzen Anzug?« Da macht er ein ganz merkwürdiges Gesicht und fährt sich über die Stirn, als wenn er was wegwischen wollte, und dann geht er weiter. Aber denselben Tag noch mußte ein Wärter mir in seine Wohnung bringen, und er hat mir ausgefragt, warum ich ins Zuchthaus gekommen wäre. Und als er allens ziemlich genau gewußt hat, hat er geseufzt und leise vor sich hingesprochen und dann wieder geseufzt. Endlich ist er aufgestanden und hat mich die Hand auf den Arm gelegt. »Weil du sie gekannt hast, Franz; weil du —« weiter aber ist er nicht gekommen; und ich bin wieder abgeführt worden und bald begnadigt. Da hab ich doch bemerkt, daß der

Baron ein ganz anständigen Kerl war und noch an meinen Konfirmatschonsrock dachte, und zehn Jahre später hab ich den Baron auf'n Kieler Umslag gesehen. Da fuhren sie ihn in'n Rollwagen, weil er nich mehr gehen konnte. Als ich mir da bei ihm meldete, da hat er mich zehn Spezies schicken lassen, und was sein Diener war, der sagte, daß er viel Unglück in seine Familie hätte. Sein ältesten Sohn war totgeschossen von ein andern Baron, und sein zweiter hatte ein Mädchen geheiratet, das mit nackigen Beinen ins Theater tanzt. Nun is mein Baron all lange tot, und das is slimm, weil er mich mannichmal noch was geschickt hat. So geht allens vorüber — allens, und wenn ich morgens in mein Bett liege und nich mehr slafen kann, dann muß ich mannichmal an die klein Manon denken, die in meinen swarzen Anzug gestorben is, mitten mang die Aristokraten, wo sie doch gar nich hingehörte, und mein swarzen Anzug gehörte da auch nich hin. Aber es kommt allens anders, als man denkt."

Diebesrache

Daß unser Freund Mahlmann keine ganz tadellose Vergangenheit hatte, erfuhren wir allmählich mit den zunehmenden Jahren. Aber ich muß es leider gestehen, wir machten uns gar nichts daraus. Wir fanden es sogar sehr interessant, daß er im Zuchthause gewesen war, und daß er zu verschiednen Zeiten die Begriffe von mein und dein verwechselt hatte. Er selbst sprach, wenn er gerade Laune hatte, mit großer Offenheit von seinen Fehlern, und er entdeckte manchmal Wahrheiten, die erwachsenen Leuten wie Gemeinplätze vorkamen, von uns aber mit großer Andacht vernommen wurden.

Ja ja, pflegte er zu sagen. Ehrlich währt am längsten! hätt ich das man eher gewußt! dann wär allens besser gewesen. Aber nun sitz ich da und habe nix und kann nix und hätt doch ein reichen Mann sein können, wenn ich man bloß ehrlich gewesen wäre. Aber dazumalen, als ich

jung war, lernte man noch nix, und nu is es zu spät.

Es klang das immer, als wenn die Folge der Ehrlichkeit Reichtum sein müßte, und aus diesem Grunde das Befolgen des siebenten Gebotes zu empfehlen wäre. Daß man auch ehrlich sein könne, ohne gleich die Belohnung in klingender Münze zu erhalten, kam Mahlmann gar nicht in den Sinn. Infolgedessen gab es natürlich Leute, die ihn einen alten Spitzbuben nannten, der nicht einmal die Sünden seiner Vergangenheit bereue, sondern nur äußern Vorteiles wegen bedaure, kein ehrlicher Mann geblieben zu sein. Wir Kinder aber besaßen noch nicht soviel Unterscheidungsvermögen und hätten den alten Mann ungern in unserm Freundeskreise entbehrt. Er that auch keinem Menschen etwas, und er war so einsam und allein, wie wenige. Früher, als er noch gehen konnte, war er aufs Land gewandert, um alte Freunde zu besuchen, auch wohl hin und wieder etwas zu betteln; aber jetzt versagten ihm die Glieder, und er sah sich auf die Mildthätigkeit seiner Mitmenschen angewiesen. Nur daß er manchmal einen Dank aussprechen mußte, wo ihm eine Gabe halb widerstrebend, halb gleichgiltig gereicht worden war, das machte ihn verdrießlich und gallig, das fraß an ihm, sodaß er dann böse Worte sprach, die ihm selbst am meisten schadeten. Denn das Geschlecht der Wohlthäter ist von jeher ein anspruchsvolles gewesen, das mit Sammet-

pfötchen angefaßt werden will, wenn es nicht, über den Undank der ganzen Welt schreiend, mit stolzerhobnem Haupte sich von allem Geben zurückziehen soll. Wir Kinder aber verlangten keine gerührten Dankeshymnen, wenn wir Großvaters Köchin allerlei Gutes für unsern Freund abgeschwatzt hatten. Wir waren ja satt, wir brauchten die Lebensmittel nicht, die wir lustig davontrugen, unsrer Ansicht nach war unser Großvater ein reicher Mann, dem es nicht darauf ankommen konnte, ein paar Arme satt zu machen, und mit strahlenden Gesichtern polterten wir zu Mahlmann hinein: Hier ist etwas für dich! Stina wollte es uns nicht geben; aber wir liefen damit weg, und sie konnte uns nicht einholen! Dann lüftete der Alte den Korbdeckel, um den Duft der Speise einzuatmen. Gebratne Klöse! sagte er schmunzelnd. Mit Speck gebraten! Kinners, nun werd ich mal wieder gesund! Denn was die echten, rechten Klöse sind, mit denen muß man einen erwachsenen Kerl ein Loch in den Kopf smeißen können. Und wer die aufn Totenbett zu essen kriegt, der lebt noch wenigstens ein Jahr länger, so gesund sind sie! Aber mit Speck müssen sie gebraten sein, mit richtigem Sweinespeck, sonst is das nix!

Mahlmann legte sich bei diesen Worten in seine Kissen zurück — er lag nämlich im Bett — und nickte uns zufrieden zu. Ihr seid gute Kinners, sagte er; ihr wißt, was ein alten Kerl haben muß, um ein büschen lustig zu werden!

Mahlmanns Lob war uns sehr schmeichelhaft, und um ihn noch mehr aufzuheitern, erzählten wir, daß wir bald ein Schwein schlachten würden, eine Nachricht, die den Alten förmlich aufregte.

Sweinslachten! sagte er. O du himmlische Dreifaltigkeit, was Sweinslachten doch fürn schönes Fest is! Da is Weihnachten gar nix gegen. Und was hab ich manchmal fürn Spaß gehabt bein Sweinslachten! Wenn ich an Jochen Friederichsen sein Swein denke, dann muß ich heute noch lachen! Setzt euch man ein büschen, Kinners; dann will ich euch den Spaß man gleich erzählen. Abersten die gebraten Klöse muß ich dabei essen, sonst verswiemeln mich die Gedanken!

Das ließen wir uns nicht zweimal sagen. Bald saß Mahlmann aufrecht im Bett, verzehrte sein Lieblingsgericht, und wir saßen um ihn herum. Und nun begann er mit den Worten, mit denen er jede Geschichte anfing.

Ja, Kinners, was ich man noch sagen wollte — Jochen Friederichsen sein Sweinslachten, das war spaßig. Nu is das all lange her; denn dazumalen, da hatte man noch ein vergnügtes Leben hier, was heutigentages ganz vorbei is, weil jedermann langweilig geworden is und immer an die Gesetzens denkt. Liebe Zeit, ich wußte von all die dummen Gesetzens nix; kein Mensch hat mich die vorgelesen, und das hab ich auch die Herrens gesagt, die nachher ein großen Skandal machten und sagten, wir hätten gestohlen. Als wenn wir je=

mals was von die Armens genommen hätten! Bloß ein büschen von die Reichens. Aber die stellen sich ja immer so an. Und Jochen Friederichsen war auch so einer, der nich mal ein Ferkel ausn Stall missen mochte. Da war ein Bekannter von mich, der mochte so furchtbar gern Ferkel leiden, und als er einmal bei Jochen Friederichsen sein Sweinstall vorbeikam, da nahm er halb in Gedanken zwei oder drei von die kleinen niedlichen Dinger mit. Na, und das weiß ja ein neugebornes Kind, daß son richtiges Muttersweïn ümmer nach seinen eignen Kopp geht und keinen Menschen um seine Meinung fragt. Da läuft denn auch Jochen Friederichsens Sau mit einemmale hinter meinen Bekannten her und will partuh nich wieder in Friederichsen seinen Stall hinein; und was nun mein Freund is, der ein gutes Herz hat, und der son unvernünftiges Vieh nich mitten in die Nacht aufn offnen Felde lassen will, der nimmt das alte Swein aus purer christlicher Barmherzigkeit mit in sein eignes Haus. Und weil er ein büschen swach von Gedächtnis war, so konnte er sich nich besinnen, aus was fürn Stall die alte Sau gekommen war, und weil in seinen eigen Haus nich viel Platz war, so hat er das Tier geslachtet, weil daß er doch nich wollte, daß son gutes und nützliches Vieh Heimweh kriegen sollte nach den andern kleinen Ferkeln. Von diese Geschichte hat Jochen Friederichsen einen unbändigen Skandal gemacht. In die Stadt is er geritten

und hat es angezeigt, daß seine Sau verswunden wär, und hat sich benommen wie ein unvernünftigen Menschen. Denn da kann doch keiner was für, wenn sein Swein sich mal in die Welt umsehen will, und es is hellschen ordinär, denn gleich von Dieben und Diebsbande zu sprechen. So haben denn viele von meine Freunde einen hellschen Pik auf Friederichsen gekriegt, und das war slimm, weil da wirklich gebildete Menschen mit mang gewesen sind. Überhaupt so reiche Leute sind komisch. Wenn der Frühling kommt, dann läuft der Balbier zu allen hin und slägt ihnen die Ader auf, daß sie ein büschen Blut lassen und bei die Hitze kein Slag kriegen. Oders sie kriegen was ein vun Apteiker, damit sie slank werden. An ihrem eignen Leibe können sie so was missen, wenn das abersten auf ihren Geldbeutel losgeht, dann werden sie fuchswild. Lieber Gott, das is doch auch gesund für viele Menschen, wenn die Reichens ein paar Thaler lassen müssen!

Mahlmann hatte so eifrig gesprochen, daß er das Essen beinahe darüber vergessen hatte. Jetzt aß er wieder kopfschüttelnd und einige halblaute Worte murmelnd.

Passirte die Geschichte mit Jochen Friederichsen, als die große Diebesbande hier war? fragte einer von uns.

Der Alte sah den Frager verdrießlich an. Was ne dumme Frage! sagte er. Hab ich nich gesagt, daß hier gar kein Diebsbande war? Da

waren ein paar Leutens, die sich manchmal ein kleinen Spaß machten; das is allens, und an die Häuser von die Armens gingen sie vorbei. Gebildet waren sie, viel feiner als die dummen Bauerns hier, die niemals weiter als in die Stadt gekommen sind und sich auf ihre Geldsäcke was einbilden! Und Gemüt hatten sie, furchtbar viel Gemüt, was ihr schon an die Verse sehen könnt, die sie überall angesrieben haben. Bei einen von die Reichens, wo sie ein büschen Geld genommen hatten, stand mit Kreide an die Hausthür: „Wir sind unsrer vier und nich bang vor dir." Bei ein andern, wo sie ein paar Schinken und Würste ausn Rauchfang geholt hatten, da hatten sie an die swarze Wand gesrieben: „Allens was is von Swein, das smeckt fein!" O, da waren noch viel mehr Verse, ich hab sie man bloß vergessen, weil daß mein Gedächtnis nich is, wie früher; das aber sag ich euch: mein Swestertochter, die nu schon an die dreißig Jahre tot is und die was von das echte Dichten verstand, die sagte immer, die Verse, die damals man bloß an die Wand gemalt wurden, die hätten direktemang ins Gesangbuch gedruckt werden können, so schön waren sie. Abers da sind ümmer Leute, die von sowas keinen Begriff haben. Und Jochen Friederichsen war einer von die dummen Kerls, die bloß ümmer an ihren Geldbeutel denken. Nix anders hat er gethan, als von die Diebe snacken, und daß der Pollerzei und Schandarmen hierzulande garnix

taugten. Das mag ja nun kein Mensch gern hören und auch der Pollerzei nich, und ich glaub, mein Seel, daß bloß von wegen Friederichsen sein Gesnack zwei Schandarmen mehr von Kiel kamen. Und von son Benehmen können die besten Menschen verdrießlich werden; denn es is nich angenehm, zu denken, daß man in einen Momang gleich ins Gefängnis kommen kann, bloß weil Friederichsen sein Mutterswein sich verlaufen hat. Da sind denn auch noch andre Geschichten passirt, die alle natürlicheweise von die Diebens gemacht sein sollten. Einmal brannte ein Haus ab, und ein alten Mann, der ein richtigen Tündelbüx war, der blieb in Lehnstuhl sitzen und konnte nich gerettet werden, weil er nich aufstehen wollte. Lieber Gott! wenn ich nich leben will, denn bleib ich tot, da is nix bei zu machen, und kein Mensch kann da was bei thun. Aberstén die Leute wollten keine Räsong annehmen und stellten sich gräsig an, und sie frieben sogar was in die Zeitung, daß der Pollerzei nich im geringsten was taugte. Wenn man nu ein büschen eigensinnig is, denn kehrt man sich den Deubel an son Snack, und so kam es noch ümmer vor, daß bei die Reichens Besuch kam, der ein büschen was mitnahm. Bloß bei die Reichens, und denn man bloß ein büschen. Und weil Jochen Friederichsen seine Speziesthaler so lieb hatte, so wurden ihm ein paar Beutel abgeholt. Denn Gerechtigkeit muß sein, und wo man am meisten von hält, das muß man hergeben.

Und Jochen Friederichsen hat himmelhoch gesworen, daß er sich rächen wollt, was ein sehr unchristliches Wort war. Abersten so sind die Reichen. Bei ihren Geldbeutel, da hört allens auf, selbst das Christentum, das uns' Herr Pastor doch so schön predigen kann. Und als Jochen Friederichsen in seinen Kuhstall mal ein jungen Mann sieht, der die Kühe melkt, da slägt er ihn halbtot und smeißt ihn dann aufn Wagen und junkerirt mit ihn in die Stadt zun Amtmann. Auf diese heimtückische Manier is ein ganz furchtbar guten und netten Mann mit einmal ins Loch gekommen, der doch weiter nix gethan hatte, als daß er aus Versehen in ein fremden Kuhstall geraten war. Er hat natürlicheweise gedacht, daß er in sein Vater sein Stall wär. Abersten die Kruke geht so lange zu Wasser, bis daß sie kaput is, und als Jochen Friederichsen in Herbst das erste Sweinslachten feierte, wo auch ein Kuh mit mang war, da aß er so viele Smalzapfelns und frische Leberwurst, daß er mit einem male perdüh war und ein richtigen Slag kriegte. Zwei Stunden nachher war er mausetot, und sein Frau, die gerade all das schöne Kuh- und Sweinefleisch eingesalzen hatte, daß alle Tonnens in Keller voll waren, die mußte in denselben Momang auch noch Kuchen fürs Leichenbier backen. Friederichsen war ein großen Bauer gewesen; da mußten woll an die zwanzig verschiednen Sorten Kuchens gemacht werden, und die Wächters, die bei die Leiche Wache hielten, die

kriegten am Tage Kalbsbraten und Rotwein und abends gebratne Klöse mit Speck und nachts Kaffee und Kuchen und Punsch. Ja, die Wächters, die lebten fein, und damals wollte ich auch bei Friederichsen wachen und meldete mir dazu, was doch ein Zeichen von mein guten Gemüt war, weil daß er auch von mich was Böses gesagt hatte. Aberſten als ich mir bei Frau Friederichsen anbiete, da faßt sie mir an den Hals und smeißt mir so ohne Sangfassong aus die Thür und sagt, daß ihre Knechtens bessere Wächter wären, als ich, und schimpferirt so fürchterlich hinter mich her, daß ich ordentlich swiemelig in Kopf wurde. Weil ich nun aber ein gutes Gemüt hab, bin ich still weggegangen, und die Wächters, die sitzen neben die Stube, wo Herr Friederichsen liegt und snacken und trinken und essen. Natürlicheweise sind sie vergnügt, von wegen das gute Essen und Trinken, und die Mädchens, die in die Backstube stehen und Kuchen ausrühren, die sind auch lustig. Denn ein feines Leichenbier mit Braten und Wein und Kuchen, das is ümmer ein fermoses Fest gewesen, worauf sich jedermann in Ehren freuen kann. Drei Tage und drei Nächte hatte das Leichenwachen all gedauert, und an den vierten Tag sollte das Fest und die Beerdigung sein. Vielleicht, daß nun die Knechtens und Mädchens ein büschen släfrig geworden waren: ich weiß da nix von, abers denken kann ich mich das. Da war viel Arbeit ins Haus gewesen: sie hatten auch zwei Kälber

geslachtet und viele Tauben und Hühners, weil die Verwandtschaft so groß war, und bein Leichensmaus doch ordentlich gegessen wird. Da kommt der Tischler mit die Leichenkiste und geht in die Stube, wo Jochen Friederichsen liegt, und will ihn in den Sarg legen. Mit ein furchtbar dummen Gesicht kommt er wieder aus das Zimmer, denn Jochen war nich da!

Mahlmann schwieg. Er hatte sein Leibgericht behaglich aufgegessen und reichte mir jetzt die Schüssel.

Er war nicht da? wiederholte ich, starr vor Erstaunen. Wo war er denn?

Der Alte wischte sich mit einem rotbaumwollnen Tuche den Mund ab. Stina kann gut Klöse braten! bemerkte er wohlwollend. Bloß, da muß ein büschen mehr Speck ein sein, und in die Klöse ein büschen mehr Eier. Denn is es ein Essen fürn dänischen König!

Aber Mahlmann! rief ich verzweiflungsvoll, wo war denn Jochen Friederichsen? Du mußt es uns sagen!

Der alte Mann zuckte die Achseln. Das hat er mich ja auch nich gesagt, wo er war, da weiß ich wahrhaftig kein Wort von. Jochen Friederichsen lag nich mehr auf sein Totenbett, und all die Kuchens und all die Bratens waren umsonst gebacken und gebraten, denn da konnte kein Leichenbier sein, wo die Leiche mit einemmal einen kleinen Spaziergang machte!

Sie mußte aber doch wiederkommen! bemerkte einer meiner Brüder. Aber Mahlmann antwortete nicht weiter, sondern sah starr auf die weißgetünchte Wand, an der die Sonne runde Figürchen malte. Das war slimm für Frau Friederichsen! sagte er dann. Die hatte sich ümmer so viel eingebildet und meinte wunder was sie vornehm wär, nu kriegte sie nich mal ein ordentliches Leichenbier, und sie konnte die Kuchens an die Sweine geben. Und dann kam noch all der Snack ausn Dorf. Die Leute sagten natürlicheweise, Friederichsen wäre gar nich tot, er hätt man bloß so gethan; und nu wär er ausgekratzt nach Merika, wo all die swarzen Heidens sind. Da wollt er sich ne neue Frau nehmen oder auch zwei, gerade so, wie das da Mode war. Ja, das sagten die Leutens, und Mutter Friederichsen mußte allens mit anhören und konnte nicht sagen: O ihr vermaledeiten Lügenbeutels!

Es dauerte eine ganze Weile, bis wir merkten, daß Mahlmann unter keiner Bedingung den Schluß seiner Geschichte erzählen wollte. Wir baten, flehten, schmollten: Mahlmann blieb ungerührt und sprach mit unbefangner Miene von etwas anderm. Da gingen wir denn endlich in hellem Zorn fort und gelobten uns, den abscheulichen alten Mann fürs erste nicht wieder zu besuchen, und wir führten unsern Vorsatz auch aus. Allerdings mehr zufällig, denn es kam damals eine Seiltänzergesellschaft in unsre Stadt, deren Leistungen uns so

entzückten, daß wir unsern alten Mahlmann ganz darüber vergaßen. Wenn wir auch nicht immer in das Innere des vielfach geflickten Zeltes eintreten konnten, so war es doch schon ein köstlicher Zeitvertreib, stundenlang vor dem Künstlertempel zu stehen und andachtsvoll die dicke Frau an der Kasse oder den klugen Pony Zampa oder die reizende Miß Kitty anzustarren. Und nach den Seiltänzern kam der General Montecucculi. Er war gerade so groß wie unser dreijähriger Bruder, trug eine wundervolle Uniform und erzählte auf einem Tische stehend mit piepsiger Stimme, daß er in Eckernförde geboren sei. So kam es, daß Wochen vergingen, ehe wir wieder an Mahlmann dachten. Erst als in unserm Städtchen ein sogenannter Pferdemarkt war, an dem sich aber nur etliche magere Kühe und eine Frau mit geräucherten Aalen beteiligten, fiel mir der Alte wieder ein; denn er hatte eine besondre Leidenschaft für geräucherte Aale. Der Rest meiner Barschaft wurde also für ein stocksteif geräuchertes Tier ausgegeben, das ich im Triumph durch die Gassen trug. Erhitzt und aufs äußerste mit mir zufrieden, langte ich bei Mahlmann an, der vor seinem Fenster saß und meinen Gruß gar nicht erwiderte. Auch die Frage, wie es ihm ginge, fand keine Antwort; erst ein Blick auf den geräucherten Aal löste dem Alten die Zunge.

Nu? lebst auch noch? knurrte er. Gestern da

läuteten die Glockens, und ich meinte, du würdest begraben!

Diese feine Anspielung fand ich höchst ergötzlich und lachte aus vollem Halse.

Nein, Mahlmann, ich bin es nicht gewesen — das war ja der alte Lorenzen; du weißt, der alte, krumme, der immer so viel Branntwein trank!

Na, denn kommst du vielleicht das nächstemal dran! brummte Mahlmann.

Ich nickte gleichmütig. Viel zu oft hatte ich Tote gesehen und den Begräbnissen nachgeblickt, als daß der Gedanke ans Sterben meine Nerven erregt hätte. Aber ein andrer Gedanke durchzuckte mich blitzschnell, und anstatt dem Alten den geräucherten Aal zu überreichen, legte ich den Leckerbissen auf die entfernteste Fensterbank.

Was thust du dort? fragte Mahlmann, der jede meiner Bewegungen mit Argusaugen beobachtet hatte.

Ich machte ein gleichgiltiges Gesicht. O, ich wollte dich man bloß fragen, ob du nicht ein kleines Stück Papier hättest. Ich möchte den Aal einwickeln und an unsre Brotfrau schenken — du weißt, an Trina. Sie mag so gern Geräuchertes!

Als wenn das gesund wäre! murrte der Alte. Alte Weibers und geräucherten Aal, das paßt nich zusammen! Da kann Trina den Tod von kriegen, und wer ihr dann den Aal geschenkt hat, der kommt ins Loch. Ja, so is das mit die neumodschen Gesetzens; da kann man slecht bei wegkommen!

Gestern hat Trina einen geräucherten Aal gegessen, ich habs selbst gesehen; da kann sie diesen auch vertragen! erwiderte ich.

Der Alte seufzte. Ja, denn geh man zu Trina; die magst du doch lieber leiden als mir. Und ich weiß sone feine Geschichte! Sone Gespenstergeschichte, wo siebenundvierzig Geisters mit einemmale aus die Erde kommen — reinemang aus die Erde. Soll ich dich ein büschen davon verzählen?

Ich schüttelte den Kopf. Die Gespenstergeschichten hatten ihre zwei Seiten, eine helle Tag-, aber auch eine entsetzliche Nachtseite. Auch hatte ich mir etwas andres vorgenommen. Weißt du wohl, Mahlmann, daß Hinrich gesagt hat, Jochen Friederichsen wäre gar nicht wieder aufgewacht, nachdem er drei Tage tot gelegen hatte? er sagt du hättest mal wieder gelogen!

Mahlmanns Augen sprühten vor Zorn. Als wenn Hinrich davon was wüßt! sagte er verächtlich. Der war dazumalen ja kaum aus die Wiege und gerade son Dösbaddel als nu!

Die Abneigung Mahlmanns gegen unsern Kutscher Hinrich war uns bekannt und eine Quelle großer Belustigung. Er sagt aber, daß Jochen Friederichsen damals gleich tot gewesen ist, rief ich, und —

Mahlmann schlug mit der Hand auf den Tisch. Hab ich gesagt, daß er nich tot war? Meine Zeit! tot war er, und tot blieb er; und das war ja der

Spaß davon, daß die Leutens sich die Zunge ausn Mund snackten und doch nich wußten, wo Friederichsen hingekommen war. Und die Geschichte kam in die Zeitungens, und der dänische König hat sie auch gehört und über Friederichsen sein Verswinden so mitn Kopp geschüttelt, daß ihn die Krone mit eins abgefallen is!

Der Alte sah einen Augenblick starr vor sich hin; dann lachte er ein wenig. Was nich allens passiren kann! Von diese Geschichte is viel gesnackt worden; abersten als Friederichsen nich wiederkam, da wurde der Sarg aufn Boden gestellt, und die Wirtschaft ins Haus und aufn Hof ging weiter. Zuerst hatte Frau Friederichsen woll zwanzig Spezies Belohnung versprochen für den, der ihren Mann wieder brächte; aber kein Mensch fand ihm und so ging allens allmählig weiter. Weihnachten kam, und denn das Mistfahren, und denn Ostern, und denn die Heuernte, und denn die Weizenernte. Und zwischendurch hatte Frau Friederichsen noch zweimal Sweinslachten gehabt, und die Knechtens und Mädchens hatten ordentlich Speck und Grütze gegessen und viel von das Swein- und Kuhfleisch das unten in Keller in große Tonnens eingesalzen stand. Und ein große Tonne war da, da hatte Frau Friederichsen die besten Stücke von die Kuh und das Swein in Salzlake gelegt, und da wollte sie in Herbst bei. Abers als ihr Bruder sich aufhängte, weil er nicht wußte, ob er sein Geld in Papieren oder in Häusers anlegen sollt, da ging

Frau Friederichsen doch an die beste Tonne, weil sie ihr Swiegerin ein gutes Stück fürs Leichenbier schicken wollt. Abersten da war gar kein Kuhfleisch mehr ein; bloß Jochen Friederichsen, der stand in die Salzlake und war so gut verkonservirt, daß jedermann ihn direktemang erkannte!

Oh Mahlmann, das hatten die Diebe gethan! rief ich entsetzt.

Der Erzähler sah mich listig an. Da weiß ich nix von, Kind! Ich bin nich beigewesen, als sie ihm fanden; abersten die Leutens sagen, daß Frau Friederichsen beswiemelt war, als sie ihren Mann mit einmal wiedergefunden hat. Ja, so sind die Weibers! Erst schreien sie, wenn einer tot bleibt; und wenn sie ihn wieder finden, dann mögen sie das auch nich! Abers sonsten war die Frau ganz vernünftig geworden. Als ich hinging und fragte, ob ich nu nich ein büschen Leichenwach halten sollt bei Herr Friederichsen, da is sie ganz manierlich gewesen, hat mich ein paar Spezies geschenkt und ein paar dicke Würste. Und was so gute Freunde von mich gewesen sind, die haben auch allerlei gekriegt; abers gewacht haben wir nich. Die Fermilie hat gemeint, wir sollten uns man nich in Ungelegenheiten setzen, und Friederichsen is flink eingegraben worden. Das is ümmer das beste, wenn man nich soviel Snackerei von ein kleinen Spaß macht; das hätte sie man früher einsehen sollen!

Als ich Mahlmann jetzt den geräucherten Aal

verehrte, war er sehr befriedigt und versprach mir noch eine schöne Geschichte zu erzählen, wenn ich ihm bald wieder etwas Gutes brächte. Dieses Versprechen hat er auch gehalten. Aber die Erzählung von dem verschwundenen Herrn Friederichsen wollte er uns niemals wiederholen; aus welchem Grunde, konnten wir nicht erfahren. Später habe ich in alten Akten dieselbe Geschichte wieder gefunden; sie war aber so umständlich und langweilig erzählt, daß ich Mahlmanns Bericht den Vorzug geben möchte. Eins aber ging aus den langweiligen Akten klar hervor, daß unser Freund Mahlmann Herrn Friederichsen in die Salzlake gesteckt, und daß er zu den Leuten gehört hatte, die so viel Gemüt besaßen und so schöne Verse dichteten.

Der Stadtmusikus

Ich bilde mir ein, noch gar nicht so sehr alt zu sein; aber wenn ich über den Kirchhof meiner kleinen Vaterstadt gehe, so komme ich mir steinalt vor. Habe ich doch dort fast mehr Freunde als im Städtchen. Dicht an der großen Kirche liegt das Armesünderplätzchen. Es ist kalt und düster und liegt nach Norden, im Schatten eines audern Hauses, sodaß es nicht verwunderlich ist, wenn kein Sonnenstrahl auf die zwei Kreuze fällt, die dort stehen. Auf dem einen steht kein Name geschrieben, aber ich weiß doch, wer dort liegt, und würde es auch nicht vergessen.

Während ich an dem zusammengesunkenen Hügel stehe, klingt Musik die Straße herauf. Es ist eine Gilde, die ihr Sommerfest auf dem Schießplatze feiert. Den Gevatter Schneidern und Handschuhmachern zieht die Musik voran. Sie hat verstimmte Blechinstrumente wie ehemals, und der

Stadtmusikus, eine Trompete am Munde, versucht mit den ausschreitenden Beinen den Takt anzugeben — gerade so wie damals. Aber es ist nicht derselbe Stadtmusikus.

Steinberg, so hieß der frühere, ging immer allein seine Straße. Er war ein großer, magerer Mann mit blassem Gesicht und langen, weißen Haaren. Vor vielen Jahren, so sagten die Leute, war er in das Städtchen gekommen mit drei Kindern und einer totkranken Frau. Die Frau war bald gestorben, und die großen, recht alt aussehenden Töchter hielten nun ein Stickereigeschäft und klagten viel und laut über die schlechten Zeiten und über ihren Vater, der nichts verdiene. Viel war es gewiß nicht, was die Musik abwarf. Hier und dort eine Sonntagstanzmusik, ein Jahrmarktsball oder eine Beerdigung — das war alles, und das war eigentlich sehr wenig; denn nur sehr reiche Leute ließen ihre Angehörigen unter Choralbegleitung in die Erde senken. So war es denn gewiß begreiflich, daß der Stadtmusikus jahraus jahrein denselben verschossenen braunen Rock trug und nur mühsam sein kärgliches Dasein fristete. Seine Töchter schalten oft über ihn und seine brotlose Kunst. Das käme davon, wenn man den ganzen Tag über den Noten säße und am Klavier klimperte. Früher hätte ihr Vater einmal eine reiche Witwe heiraten können; aber er hätte nicht gewollt, weil sie lahm gewesen sei, und nun wäre sein Glück verscherzt. So berichteten die Mam=

sellen Steinberg jedem, der bei ihnen ein Strähnchen Wolle oder bunte Glasperlen holte, und alle kamen darin überein, daß der Stadtmusikus eigentlich ein Rabenvater sei, der nicht verdiene, daß seine Töchter bei ihm blieben.

Sie thaten es auch nicht: eines Tages reisten sie nach Amerika, ohne vorher groß Abschied genommen zu haben. Sie gingen zu ihrem Bruder, der schon vor längerer Zeit ausgewandert war, und Steinberg blieb allein. Weil doch nun jemand für ihn sorgen mußte, so suchte er eine Haushälterin. Aber er fand keine, sie wollten alle Geld und gutes Leben haben, und das konnte er ihnen nicht bieten.

Wir Kinder sprachen auch über diesen Fall; denn wir kannten Steinberg gut, und es that uns leid, daß ihm niemand sein Essen kochen wollte. Wenn er bei uns im Hause oder bei Großvater das Klavier stimmte, dann standen wir um ihn herum und baten ihn, daß er uns etwas Schönes vorspielte. Er that es nicht oft; manchmal aber glitten seine Finger über die Tasten, und dann stieg eine süße, kleine Melodie aus ihnen auf. Es war immer dieselbe Melodie, an eine andre konnte er wahrscheinlich nicht denken; wir waren auch sehr zufrieden mit ihr, und jedesmal, wenn Steinberg erschien, hieß es: „Aber nicht wahr, du spielst uns nachher dein Stück?“

Es war an einem heißen Sommertage. Ich sollte mit Jürgen die Ouvertüre zur „Martha“

vierhändig spielen. Selbstverständlich war es eine leichte Bearbeitung, aber ich stöhnte entsetzlich über der „letzten Rose“, die ich im Diskant zu üben hatte. Jürgen spielte immer den Baß, weil er da so schön Spektakel machen konnte. Wenn wir zusammen unsre Kunstfertigkeit der Öffentlichkeit zeigten, dann behaupteten die Zuhörer, der Baß sei stets die Hauptsache. Dies beleidigte meine Eitelkeit, und nun übte ich den Diskant im Fortissimo allein, obgleich Flotow überflüssigerweise überall piano und smorzando angebracht hatte, wodurch er nach meiner Ansicht der „letzten Rose“ sehr schadete. Mein einziges Publikum bildete unsre Nähterin. Sie besserte unsre Wäsche aus und kam zu diesem Zweck aller vier Wochen ins Haus. Eine stattliche junge Witwe mit gutmütigem, aber nicht gerade klugem Gesicht, war sie uns Kindern eine willkommne Abwechslung in dem Einerlei des Lebens. Heute spielte ich ihr die „letzte Rose“ mit dem dringenden Wunsche nach Bewunderung vor, und sie that mir denn auch sofort den Gefallen. „Ah, was spielt das Kind hübsch!“ sagte sie mit aufrichtigem Staunen. „Du liebe Zeit, man sollte es gar nicht für möglich halten! So'n hübschen Galopp!“

In diesem Augenblick kam der Stadtmusikus ins Zimmer. Meinen und Jürgens vereinten Bemühungen gelang es sehr häufig, das alte Klavier aus der Stimmung zu bringen, und er war bestellt worden, um einige Saiten, die zu unserm

großen Vergnügen abgesprungen waren, wieder aufzuziehen. Als er Frau Harding, unsre Nähterin, erblickte, wollte er eigentlich wieder zurückgehen; sie nickte ihm aber freundlich zu. „Kommen Sie man herein, Herr Steinberg! Ich mag gern Musik hören! Oha, da haben Sie ja ein Knopf verloren; den will ich Ihnen man gleich wieder annähen! Ja ja, wenn da kein Frauensperson ins Haus ist, das merkt man gleich, und was Ihre Töchter waren, die hätten auch bei ihren alten Vater bleiben können!“ Steinberg stand im Zimmer und sah sich nachdenklich um. Dann fuhr er mit der Hand über seine weißen Haare.

„So alt bin ich noch gar nicht!“ sagte er. „Nächsten Monat werde ich dreiundfünfzig!“

„Oha, erst so alt, und doch alle die großen Kinder?“ Frau Harding hatte ihre Arbeit in den Schoß sinken lassen und sah zu dem Stadtmusikus herüber. Er saß jetzt am Klavier und spielte in seiner vorsichtigen, leisen Weise. „Als ich mich verheiratete, war ich neunzehn Jahre alt. Meine Frau war erst siebzehn!“

Die Nähterin schüttelte den Kopf. „O, was fürn Kinderkram!“ sagte sie mißbilligend. „Denn kann man sich nicht wundern, wenn später allens verkehrt geht!“

Steinberg antwortete nichts. Er war am Klavier beschäftigt. Als ich ihm anbot, den Diskant der „letzten Rose“ auch ihm vorzutragen, schüttelte er den Kopf. Schon wollte ich ihm

diesen Mangel an gutem Geschmack übelnehmen, da fing er an, seine kleine, zarte Melodie zu spielen, und seine Augen sahen dabei weit in die Ferne. An was dachte er wohl? An die siebzehnjährige Frau und den „Kinderkram"?

„Herr Steinberg, wie heißt denn dein Stück?" fragte ich.

Er fuhr etwas zusammen und lächelte. „Es hat gar keinen Namen!"

„Aber jemand hat es sich doch gewiß ausgedacht und dem Stück einen Namen gegeben! Mein Stück heißt doch die »letzte Rose«, und Jürgen spielt ein Stück, das heißt »Die Schlacht von Prag.« Da schießen die Kanonen darin, und die Verwundeten schreien!"

„Meine Melodie hat keinen Namen!" murmelte er. „Sie ist schon lange in mir gewesen. Einmal habe ich sie aufgeschrieben mit andern Sachen und dem Hofkapellmeister gegeben. Und er sagte, ich sollte ihm nur mehr bringen."

Der Stadtmusikus spielte leise weiter bei diesen Worten, und ich sah unser altes Klavier mit einiger Verwunderung an. Konnte es wirklich so hübsch klingen? „Hast du ihm denn mehr Stücke gebracht?" fragte ich, und Steinberg nickte. „Ich brachte ihm wohl mehr. Aber — als nachher die Oper vom Herrn Hofkapellmeister aufgeführt wurde und meine Melodien drin waren, da meinte ich — —" Hier stockte er, und das Klavier ward auch still.

„Es kam alles anders, als ich dachte!“ sagte er nach einer Pause. „Es waren auch nicht meine Melodien, die der Herr Kapellmeister genommen hatte, ich hatte mich geirrt und — mußte fort!“

Er stand auf und drehte an den Saiten. Frau Harding nähte weiter und nickte mit dem Kopfe. „Irren ist menschlich!“ sagte sie salbungsvoll. „Das kommt wirklich furchtbar leicht vor, denn ich meinte auch, Sie wären all an die Siebzig, aber das war ein Irrtum. Viele Leute sagen auch, ich wäre vierzig; das ist eine großartige Lüge, weil ich erst letzte Weihnacht achtunddreißig geworden bin!“

Ob der Stadtmusikus das gehört hatte, weiß ich nicht; er saß noch immer und sah still vor sich hin, während ich das Zimmer verließ. Vier Wochen später nähte Frau Harding wieder bei uns. „Das ist aber zum letztenmal!“ sagte sie mit wichtigem Gesicht. „Lieber Gott, Herr Steinberg ist doch zu furchtbar allein; das kann ja jedem Christenmenschen leid thun! Er hat mir gefragt, ob ich nicht für ihn kochen wollte. Meinen kleinen Jungen kann ich mitbringen, und ein klein bischen Geld habe ich ja noch von meinem verstorbenen Mann, so brauche ich von ihm keinen Lohn!“

Also zog Frau Harding zu Herrn Steinberg, und die Leute meinten, beide würden sich wohl heiraten. Der Stadtmusikus aber ging immer stiller herum. Wenn er zu uns zum Stimmen kam, dann spielte er gar keine hübschen Melodien mehr,

sondern starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Und eines Tages hatte Großvaters Schreiber, Rasmus, eine Neuigkeit zu berichten: der Stadtmusikus hatte sich erschossen! In seinem kleinen, engen Zimmer hatten sie ihn gefunden, den Kopf auf die Kreidezeichnung eines schönen, jungen Weibes gelegt, in der Hand einige vergilbte Notenblätter. Viele Leute waren sehr böse auf ihn. Er hätte ja nur die Witwe Harding zu heiraten brauchen, dann wäre alles gut gewesen, sagten sie. Eines Morgens, ganz früh, ward er begraben, natürlich ganz in der Stille und auf dem Armesünderplätzchen. Er, der so manchen Wanderern den letzten Choral geblasen hatte, bekam nicht einmal ein Glockengeläute. Aber die Vögel sangen gerade so süß, als wenn ein großer Heiliger begraben würde, und die Sonne schien noch einmal auf den Sarg, ehe er hinabgesenkt wurde in die dunkle Erde.

Damals habe ich die ganze Geschichte nicht verstanden. Aber nach vielen Jahren bin ich doch einmal Frau Harding begegnet. Sie ging wieder nähen und meinte, die Welt sei gerade nicht besser geworden mit dem Alter. „Undank ist der Welt Lohn!" sagte sie. „Gegen Steinberg bin ich furchtbar gut gewesen, und er hat mir nicht einmal geheiratet! Jedesmal, wenn ich ihm sagte, er sollte das Aufgebot bestellen, ging er nach dem Klimperkasten und tippte drauf herum, oder er guckte das Bild von seiner Frau an! Lieber himm-

lischer Vater, da war nichts dran zu sehen, ein Gesicht mit ein paar Augen drin, das war alles! Na, und als ich ihn mal ordentlich ins Gebet nahm und ihm sagte, daß er mir heiraten müßte, sonst machte ich Skandal, da schoß er sich andern Tags tot! Wenn man Verdruß haben soll, dann kommt es immer, da ist nichts zu machen! Sonst geht es mich ja gut. Vielen Dank für gütige Nachfrage, bei mich ist allens in Ordnung, bloß die Augen wollen nicht mehr so recht fort, und deshalb heirate ich wohl den alten Kapitän unten am Wasser. Er hält furchtbar viel von mich, und ich werde es gut bei ihm haben. Meinen Jungens geht es gut: der älteste von meinen ersten Mann ist schon in Amerika, und der zweite will auch hinüber. Ich kann mich man bloß von ihm nicht recht trennen. Der Junge hat so große Augen, gerade wie Steinberg; aber ich nenne ihn Harding, und wenn er nicht immer mit 'ner Fidel im Arm herumliefe, würde ich ihn nicht gehen lassen. Aber die alte Musikantenwirtschaft will ich nicht wieder in der Familie haben! Laß ihn man Gold graben in Kalifornien, das ist gesünder!"

Noch immer stand ich an dem Armesünderplätzchen. Die Musik war in der Ferne verklungen, und die langen, gelben Kirchhofgräser zitterten im Winde. Es war ganz still um mich her, nur ein kleiner Vogel sang leise und süß, so süß, daß ich an die Melodie des Stadtmusikanten denken mußte. Es waren nur wenige sich wiederholende Töne,

das Vögelchen schien nur eine Melodie zu kennen — gerade so wie der Stadtmusikus.

Ich trat aus dem Schatten des dunkeln Platzes hinaus in den Sonnenschein und sah plötzlich Frau Harding mir entgegenschreiten. Sie war fein gekleidet und ihr breites Gesicht trug den Ausdruck vollständigen Behagens. Mit einem Lächeln näherte sie sich mir — wahrscheinlich um mir von dem guten Leben zu berichten, das sie an der Seite ihres Kapitäns führe — ich aber bog in einen andern Weg ein.

Wer hier auf Erden froh sein will, muß es mit der Alltäglichkeit halten: manchmal aber kann man doch nicht unterlassen, ihr aus dem Wege zu gehn!

Großvaters Schreiber

Unsers Großvaters Schreiber wußte alle Neuigkeiten der Stadt und der Umgegend, und kein Mensch verstand so wie er, aus kleinen, harmlosen Begebenheiten eine große, wichtige Geschichte zu machen. Auch gab es wohl niemand in der kleinen Stadt, dessen äußere Erscheinung so allgemein bekannt gewesen wäre, wie die von Großvaters Schreiber. „Herr Seckertär“ nannten ihn die Leute, und Rasmus Rasmussen ließ sich diese Bezeichnung mit wohlwollender Herablassung gefallen, ebenso wie die kleinen Schnäpse, die er sich als Tribut seiner hervorragenden Stellung hin und wieder einschenken ließ. Wer Rasmus reden hörte, mußte glauben, daß das Wohl und Wehe des ganzen Bezirkes von ihm abhinge, daß alle Beamten, vom Amtmann abwärts, eigentlich nur ihm zu gehorchen hätten, ja daß er mit dem König selbst auf vertrautem Fuße stünde. Besonders regten ihn die gebrannten Wasser auf

die angenehmste Weise an, und wenn er nach einem Rundgang in den verschiednen kleinen Wirtschaften der Stadt wieder zum Schreibepult zurückkehrte, so floß sein Mund über von den interessantesten Geschichten.

Wenn wir ihn in diesen Augenblicken der Verzückung besuchten, so hatte Rasmus für uns eine große Anziehungskraft. Er saß gewöhnlich an seinem Pult und schnitt Gänsefedern, probirte auch wohl eine oder die andre, während er seiner beredten Phantasie den freiesten Lauf ließ. Wir hockten auf Schemeln und Tischecken der alten räucherigen und staubigen Schreibstube und regten unsern Freund zu immer weitern Mitteilungen an. Durch jahrelange Bekanntschaft wußten wir ziemlich genau, was er uns erzählen würde, und mein Bruder Jürgen hatte Rasmus Geschichten förmlich in Klassen gebracht, die sich nach der Anzahl seiner Schnäpse richteten. Hatte er z. B. am Morgen nur zwei oder drei „Lütjenburger“ genommen, dann berichtete er uns aus seiner weit hinter ihm liegenden Kindheit. Wie er sich immer so artig und brav betragen, wie er niemals „nachgesessen“ hätte, wie er fast nie bestraft worden und stets ein Musterknabe gewesen sei. Obgleich sein rührendes Selbstlob mit vielen schönen Beispielen belegt wurde, so mochten wir diese Geschichten doch am wenigsten hören. Uns war es lieber, wenn Rasmus einige Schnäpse mehr getrunken hatte, weil er uns dann von den Irrfahrten seiner

Jugend- und Mannesjahre berichtete. Er hatte nach unsrer Ansicht die halbe Welt gesehen, denn er war in Hamburg Bierbrauer und in Kopenhagen Kaufmann gewesen, und einmal war er sogar zu Schiff von Fridericia nach Sonderburg gefahren, eine Reise, bei der Rasmus Meerungeheuer, Walfische, Delphine, ja sogar ein Meerweib erblickt hatte, sodaß uns die Haare zu Berge standen. Denn das wußten wir ganz genau: wenn man einem Meerweibe begegnet, dann muß man sterben. Wann? ist freilich nicht bestimmt angegeben; denn die Meerfräulein haben die schlechte Angewohnheit, stumm zu sein, und manchmal lassen sie die Menschen noch vierzig bis sechzig Jahre leben, nachdem sie ihnen erschienen sind. Sie sind eben ganz abscheulich unberechenbar, wie alle Weiber, sagte Rasmus mit einem Seufzer, und wir seufzten teilnahmsvoll mit ihm. Der arme Rasmus war nämlich einmal von einem Mädchen angeführt worden, und wir verstanden es sehr gut, daß er jetzt alle Weiber verachtete und immer höhnisch lachte, wenn von Heiraten und Verloben die Rede war. Wir wußten noch mehr: denn wenn Rasmus mehr als acht „Lütjenburger“ getrunken — Jürgen kannte die genaue Zahl! — so erzählte er uns von seiner jetzigen Braut. Es war eine rührende Geschichte, und daß ihm manchmal dabei die Thränen über die dicken Backen liefen, fanden wir selbstverständlich. Sie war so schön, so reich, so vornehm, und sie liebte Rasmus so glühend, daß ihm

die Worte bei der Beschreibung dieser Leidenschaft ausgingen. Wir aber verstanden durch Fragen nachzuhelfen, die, wenn auch nur praktischer Natur, doch dazu beitrugen, die Geschichte für uns noch anziehender zu machen. O, was ist sie schön! stöhnte Rasmus, indem er mit seinen verschwommenen Augen die geschwärzte Zimmerdecke anstarrte. Schwarze Augen und blondes Haar, und jeden Tag ein seidnes Kleid an. Und immer Nachtisch beim Mittagsessen, und abends Theepunsch und belegtes Butterbrot!

Womit war es belegt? fragte Jürgen, und Rasmus wurde nachdenklich.

Mit Frikandellen und Käse! murmelte er, während Jürgen die Achseln zuckte.

Frikandellen mag ich gar nicht gern; wenn das meine Braut wäre, hätte sie mir Kalbsbraten mit Gelee geben müssen!

Und nun kam die Reihe des Fragens an mich. Weshalb hat deine Braut heute wieder schwarze Augen, Rasmus! Neulich hatte sie blaue, und die habe ich viel lieber!

Sie hat wahrscheinlich ein blaues und ein schwarzes Auge! schlug Jürgen vor, und da wir ein kleines Mädchen kannten, die wirklich diese Naturmerkwürdigkeit besaß, so war ich mit diesem Kompromiß zufrieden.

Rasmus weinte inzwischen. Er wollte Federn schneiden, aber er ließ die Hand mit dem Messer sinken. Was hat sie mich lieb! schluchzte er.

Wenn sie mich sieht, dann wird sie ganz steif, und ihre Beine kriegen das Zittern — alles aus Liebe!

Diese Mitteilung ließ uns kalt. Nach gelegentlichen Äußerungen von Erwachsenen mußten wir annehmen, daß die Liebe ein ganz absonderlicher Zustand sei — weshalb sollte man nicht vor Liebe steif werden können?

Weshalb hast du deine Braut eigentlich nicht hier? fragten wir wohl gelegentlich. Sie könnte ja gut bei dir wohnen!

Dann schüttelte Rasmus den Kopf. Hier wohnen? In dieser Hütte? Meine Braut? Habe ich euch denn nicht gesagt, daß sie in Hamburg wohnt! Hamburg und hier! Er lachte spöttisch, und wir stammelten einige Worte der Entschuldigung.

Rasmus Schreibstube ging auf den Hof hinaus und besaß keine sehr aufregende Aussicht. Eine Pumpe und der dahinter liegende Pferdestall bildeten die einzigen sichtbaren Gegenstände, mit denen sich die Phantasie des Schreibers beschäftigen konnte; dann war noch eine nach der Straße führende Pforte, die meistens offen stand. Durch diese Pforte kamen die Schulkinder in den Hof gelaufen, um sich Wasser in Mützen und Papiertüten zu holen, eine Liebhaberei, die den Hof zu gewissen Stunden recht lebhaft machte. Denn Rasmus fand die Benutzung „seiner“ Pumpe sehr überflüssig und schalt die Kinder in seinem etwas fehlerhaften

Deutsch oftmals aus; oder er jagte sie in höchsteigner Person fort, ein Unternehmen, das dem großen, unbeholfnen, meist ein wenig angetrunknen Manne nur unvollkommen gelang, und das dann allgemeine Fröhlichkeit erregte. Abends aber war der Hof einsam und verlassen, und wir Kinder gingen dann ganz gewiß nicht allein hin, weil es, wohlverbürgten Gerüchten zufolge, lebhaft darin spuken, oder wie man bei uns sagte, „spökeln“ sollte. Irgend eine Dame, die in ihrem irdischen Dasein geizig gewesen war und ihren Dienstboten nicht genug zu essen gegeben hatte, war jetzt dazu verdammt, auf dem Hofe und in den untern Räumen unsers Hauses zu spökeln. Sie huschte mit drei Lichtern in der Hand bald hier bald dort herum und benahm sich für ein Gespenst ziemlich leichtsinnig, da sie durchaus kein festes Standquartier besaß und es besonders darauf abgesehen hatte, den Dienstmädchen gerade dann zu erscheinen, wenn sie am lustigsten waren.

Wir Kinder glaubten felsenfest an das weiße Gespenst, und deshalb hüteten wir uns wohl, im Dunkeln über den Hof nach der Pumpe zu gehen. Einmal aber mußte ich doch den schweren Weg machen. Das war, als ich an einem warmen Sommertage versucht hatte, aus meinem Strohhut Wasser zu trinken, ein Versuch, dessen Ergebnis ziemlich verblüffend gewesen war. Wahrscheinlich war meine Kopfbedeckung nicht aus gutem Stroh, sondern aus irgend einem billigen Bast geflochten,

jedenfalls hatte sie Form und Farbe bis zu einem solchen Grade verloren, daß ich mein unglückseliges Eigentum auf die Pumpenspitze drückte und den festen Vorsatz faßte, es ruhig dort sitzen zu lassen. Aber die Menschen sind neugierig. Mutter wollte plötzlich wissen, wo der „gute Hut“ sei, und erzählte mir beiläufig, wie vorsichtig sie immer mit ihren Sachen umgegangen sei. Großvater, der sonst nie darauf achtete, ob seine Enkel überhaupt bekleidet waren, verlangte mit einemmale, ich solle in der Sonne nicht ohne Hut gehen, und selbst Jürgen meinte, wenn man so häßlich wäre wie ich, könnte ein Hut nur nützlich sein, weil man ihn so aufsetzen könnte, daß das Gesicht nicht zu sehen sei.

So näherte ich mich denn, obgleich es schon recht dämmrig geworden war, mit vorsichtigen Schritten der nach der Straße führenden Hofthür und schielte durch die Thüröffnung nach der Pumpe. Nur die Pumpe wollte ich sehen, das hatte ich mir fest vorgenommen, und sollte das weiße Gespenst mit seinen drei Lichtern irgendwo auf dem Hofe umherstöbern, wollte ich es durch meine Blicke sicherlich nicht erzürnen. Mein Hut, eine weiße Ruine, hing unbeweglich auf dem Pumpenknaufe — was aber bewegte sich neben der Pumpe? Es war nicht die weiße Frau; ein ganz in dunkle Gewänder gehülltes Wesen stand dicht neben Rasmus Fenster, und dieser selbst hatte sich so weit aus eben diesem Fenster herausgelehnt, als es nur eben ging. Mit beiden Armen hatte er die Gestalt um-

faßt, küßte mehreremale und sehr laut ein ihm zugewandtes Gesicht und flüsterte dabei mit gerührter Stimme einige Worte, deren Sinn ich nicht verstand. Einen Augenblick war ich starr vor Staunen; dann huschte ich nach der Pumpe, nahm meinen Hut und zog mich leise zurück. Keiner der zwei Liebenden hatte mich bemerkt; ich aber ging fort mit dem Bewußtsein, etwas Sonderbares gesehen zu haben und doch nicht genau die Bedeutung des Gesehenen zu kennen. Trotz seiner Verhüllung hatte ich übrigens das weibliche Wesen sofort erkannt, und ich würde von meinem Erlebnis gewiß andern Mitteilung gemacht haben, wenn nicht der unglückselige Hut meine Gedanken gänzlich ausgefüllt hätte. Mein reumütiges Geständnis half mir wenig: ich bekam sehr viele Schelte, mußte ohne Abendbrot mein Lager aufsuchen und empfand eine so tiefe Zerknirschung über meine allgemeine Sündhaftigkeit, daß ich erst am andern Morgen, als die Sonne schien, wieder die gewohnte Lebensfreudigkeit in mir fühlte. Mit dem Vergnügen am Dasein kehrte auch die Erinnerung an das Erlebnis des gestrigen Tages zurück, und bald steckten Jürgen und ich die Köpfe zusammen zu wichtiger Unterhaltung, deren Gegenstand Mamsell Hansen bildete. Denn so hieß die Dame, die von Rasmus so innig geküßt worden war. War sie seine Braut oder seine Frau? Und weßhalb küßten sie sich im Dunkeln? Und was würde die andre Braut, die das Zittern

bekam, dazu sagen, wenn Rasmus hier noch eine Braut hätte?

Jürgen, dem immer gleich seine biblischen Geschichten einfielen, bemerkte hierzu, daß Abraham zwei oder drei Frauen gehabt, und daß auch Jakob erst Lea und dann Rahel geheiratet habe. Aber Mamsell Hansen hatte nach der Bilderbibel gar keine Ähnlichkeit mit Rahel. Sie war klein, dick und besaß einen recht ansehnlichen grauschwarzen Schnurrbart, um den alle größern Jungen sie beneideten. Sie hatte eine Leidenschaft für Menschen, die böse Finger oder die Rose hatten; dann verband oder „besprach“ sie das kranke Glied und gab alle Medizin umsonst, sodaß sie sich unter der dienenden Klasse eines großen Zuspruchs erfreute. Vor Jahren war einmal ein sogenannter Gesundheitsapostel, Ernst Mahner mit Namen, im Städtchen erschienen; zu seinen Hauptjüngerinnen hatte Mamsell Hansen gehört. Auf den Befehl dieses Mannes hatte sie jeden Morgen ein kaltes Bad genommen und war dann ohne jede Bekleidung im Garten spazieren gegangen, damit die Sonne auf ihren ganzen Körper wirken könne. Selbstverständlich war dieser Spaziergang immer in aller Herrgottsfrühe gewesen; aber die bösartige Jugend des Städtchens war noch früher auf den Beinen gewesen, sogar das Stadtoberhaupt hatte sich aufgeregt, und der armen kleinen Mamsell wurde es nicht vergönnt, die Sonne nach Mahnerscher Manier auf sich wirken zu lassen. In unserm kalten Norden

hatte man für paradiesische Trachten so wenig Verständnis, daß Mamsell Hansen seit der Zeit für ein wenig übergeschnappt galt, und daß Jürgen und ich uns sorgenvoll anblickten bei dem Gedanken, daß Rasmus, der kluge Rasmus, einen so sonderbaren Geschmack entwickelte. Selbstverständlich wollten wir ihn fragen, was er eigentlich mit Mamsell Hansen vorhabe; aber es war gerade eine sehr beschäftigte Zeit. Mein Großvater nahm den Schreiber ganz in Anspruch, er kam nicht dazu, seine geliebten Schnäpse zu trinken, und als er wieder mehr Ruhe fand, war unsre erste Erregung über Mamsell Hansen verflogen.

Da geschah es eines Tages, daß die Genannte, am Fenster ihres Hauses stehend, Jürgen und mich heranwinkte. Wir hatten gerade nichts Besondres zu thun und folgten mit großem Vergnügen ihrer Einladung, ein bischen zu ihr „einzukommen," wie sie sagte. Es war sehr gemütlich in ihrem Altjungferstübchen mit dem blanken Kaffeegeschirr auf dem Tisch, und bald saßen wir beide vor einer vollen Tasse und „stippten" Kuchen hinein. Auch die Unterhaltung riß nicht ab. Wir gehörten nicht zu den Kindern, die den Finger in den Mund stecken und trübselig um sich starren, wenn sie Rede und Antwort stehen sollen; wir berichteten heitern Herzens alles, was wir wußten. Wir nahmen natürlich an, daß Mamsell Hansen sich gerade so für unsre Familie interessire, wie wir selbst, und so erzählten wir denn, daß unser jüngstes Brüderchen

schon anfange zu laufen, daß der älteste einen Anzug beim wirklichen Schneider gemacht bekommen, und daß wir heute Klöße mit Pflaumen gegessen hätten. Freundlich hörte Mamsell Hansen uns an, mit großer Freigebigkeit bot sie ihren Kuchen an, und da sie überhaupt ein gutes Gesicht hatte, so faßten wir unbegrenztes Zutrauen zu ihr. Plötzlich, ich weiß nicht mehr, wie es kam, sprachen wir von Rasmus. Nicht wahr, er ist ein sehr netter Mann, fragte die kleine Mamsell, und wir nickten mit vollen Backen. O, er ist riesig gut — und so stark, daß er uns an seinen Daumen zehn Minuten lang in der Luft hängen läßt, und wie schön sind seine blanken Westen, in denen man sich beinahe spiegeln kann. Und was kann Rasmus für Schnaps trinken! setzte Jürgen nachdrücklich hinzu. Ja, Mamsell Hansen, das glaubst du gar nicht, was er vertragen kann. Neulich bin ich mal mit ihm gegangen, als er was zu besorgen hatte, und da sind wir überall eingekehrt, und Rasmus hat gewiß vierzehn Lütjenburger getrunken. Und nachher konnte er gar nicht mehr genau den Weg sehen, aber vergnügt war er ordentlich, das ist wahr!

Trotz dieser Lobeserhebung schien Mamsell Hansen von dem eben mitgeteilten nicht besonders entzückt zu sein. Sie seufzte, wischte sich ein wenig die Augen, nahm einen Schluck Kaffee und murmelte dann allerlei von Übertreibung, und daß man nicht auf schlechte Menschen hören solle, und was dergleichen mehr war. Wir nickten wohl-

wollend, obgleich wir ihre Worte nicht verstanden, und ich beschloß, auch mein Scherflein zu Rasmus Lobe beizutragen.

Seine Braut hat ihn auch so furchtbar lieb! berichtete ich, indem ich meine zweite Tasse Kaffee zufrieden umrührte. Sie kriegt immer das Zittern, sobald sie ihn sieht, und sie hat ein seidnes Kleid an, und jeden Tag giebt es Nachtisch bei ihr! Mamsell Hansen, darf ich noch ein Stück Zucker haben? Jürgen hat zwei genommen. Nächstens kommt sie auch zu Rasmus zum Besuch!

Das ist noch gar nicht gewiß! unterbrach mich Jürgen. Großvater muß seine Erlaubnis dazu geben, und er ist noch nicht gefragt worden! Und du hast gar nicht gesagt, wo sie das Zittern kriegt, wenn sie Rasmus sieht. In den Knieen kriegt sie es!

In den Beinen! widersprach ich.

Sie wird ganz steif vor lauter Liebe, und dann muß sie an einem Glase riechen, wo Salmiakgeist darin ist, und —

In den Knieen bekommt sie das Zittern! schrie Jürgen, der meinen Widerspruch stets sehr übel nahm. Rasmus hat es mir erst gestern selbst gesagt, und du bist ein —

Aber er stockte in seiner Rede, und auch ich starrte sprachlos auf Mamsell Hansen, die, das Taschentuch vor ihr Gesicht gedrückt, in ihrem Stuhl lag und weinte. Große Thränen rollten über ihre roten Wangen, und ihr Stöhnen klang so erbärm-

lich, daß auch mein Herz ein Gefühl unendlicher Wehmut beschlich. Schon rieb ich an meinen Augen herum, während ich plötzlich glühende Sehnsucht nach meinen Eltern und den kleinen Geschwistern empfand, als sich Bruder Jürgen zum Herrn der Situation machte.

Trinke deinen Kaffee aus! flüsterte er mir zu. Wir wollen nach Hause gehen, Mamsell Hansen hat gewiß einen schlimmen Finger bekommen. Das thut weh, und dabei muß man immer weinen!

Da schlimme Finger gewissermaßen zu Mamsell Hansens Attributen gehörten, fand ich diese Erklärung sehr glaubwürdig. Meine schmerzliche Rührung war verflogen, und mit vielen Danksagungen und Wünschen für „gute Besserung" verließen wir Mamsell Hansens gastliches Dach, während sie noch immer in Thränen schwamm. Unaufgefordert versprachen wir auch bald wieder zu kommen und berichteten den andern aufhorchenden Geschwistern von so viel Kaffee und Kuchen, daß den ältern das Wasser im Munde zusammenlief und sie uns prügelten, weil wir ihnen nichts mitgebracht hatten. Natürlich besuchten wir Mamsell Hansen am nächsten Tage wieder, und zwei der ältern Brüder gingen mit, um festzustellen, ob sich alles so verhielte, wie wir berichtet hatten; aber die Hausthür der guten Jungfrau war verschlossen und die Fenster verhängt. Eine Nachbarin sagte, sie sei aufs Land gegangen zu ihrem Bruder, und wir mußten nicht allein unverrichteter Sache wieder

abziehen, sondern uns auch noch allerhand spöttische Neckereien von den Großen gefallen lassen, die, wie so oft, so auch jetzt wieder behaupteten, daß Jürgen und ich unleidliche Großmäuler seien, denen man gar nichts mehr glauben könne. Und weil sie uns tagelang fragten, ob wir nicht wieder Kaffee bei Mamsell Hansen trinken wollten, so war es ganz begreiflich, daß wir von unsrer so schnell erworbnen und plötzlich so grausam wieder verlornen Freundin nicht gern mehr sprachen.

Rasmus hatte sich übrigens auch verändert. Er erzählte uns keine Geschichten mehr, ging uns vielmehr aus dem Wege, sah böse aus, wenn wir mit ihm sprachen, und was uns alle im höchsten Maße interessirte: Großvater jagte ihn zweimal fort. Der Schreiber ging zwar nicht, sondern blieb hartnäckig an seinem Posten; aber für uns Kinder war doch die ganze Geschichte sehr aufregend. Weshalb sagte Großvater, Rasmus solle machen, daß er fortkäme, als wir gerade alle bei Tische saßen und der Schreiber mit seligem Gesicht hereinkam? Die Größern hatten es bald heraus — es war der Schnaps aus Lütjenburg, der Rasmus so gleichgiltig, so blaurot, so sonderbar machte —, und allmählich begannen wir den großen, starken Mann, der sich von einem kleinen Glase beherrschen ließ, zu verachten. Mochte er uns in seinen nüchternen Augenblicken auch noch die städtischen Neuigkeiten und sonstige Mordgeschichten erzählen, wir hörten ihm wohl zu, aber wir besuchten ihn nicht mehr

in seiner Schreibstube, und unsre vertrauliche Freundschaft für ihn hörte vollständig auf.

Es war gewiß ein Jahr vergangen, seitdem Mamsell Hansen aufs Land gegangen war; da erschien sie eines Tages wieder in der kleinen Stadt. Wir hatten sie noch nicht gesehen, aber ein junger Onkel von uns erzählte bei Tisch, daß er ihr begegnet sei. Sie hatte einen famosen Schnurrbart, setzte er halb lachend, halb neidisch hinzu, und ich sah zu Rasmus hinüber, der unten am Tische saß und eifrig zu essen schien. Er sagte kein Wort, obgleich noch allerhand Spöttisches über die gute Mamsell geredet ward. Ich aber fühlte mich veranlaßt, ihre Verteidigung zu übernehmen.

Mamsell Hansen ist sehr nett, nicht wahr, Rasmus?

Der Angeredete bekam einen roten Kopf. Ich kenne die Dame gar nicht! sagte er so bestimmt, daß meine Augen rund vor Staunen wurden.

Du kennst sie nicht? Und vorigen Sommer hast du sie hinter der Pumpe geküßt und deine Arme um sie geschlungen. Ich habe euch wohl gesehen, und Jürgen weiß es auch, und als wir nachher bei Mamsell Hansen Kaffee tranken, hat sie so viel nach dir gefragt, und wir erzählten ihr von deiner andern Braut, und nachher weinte sie, weil sie einen schlimmen Finger bekam, und da —. Aber weiter kam ich nicht. Zu Anfang meiner Rede war bei Tisch eine große Stille entstanden, nun sprachen alle durch einander und sagten zu

mir, Kinder dürften nicht so viel erzählen, das schicke sich nicht. Und weil Rasmus jetzt aufstand und erklärte, unaufschiebbare Geschäfte zu haben, und weil der Pudding gerade ins Zimmer gebracht wurde, so dachte ich bald an etwas andres und konnte nicht recht begreifen, weshalb der Onkel so furchtbar lachte, und weshalb ich ihm später noch einmal erzählen mußte, was ich mit Rasmus und mit Mamsell Hansen erlebt hatte.

So war ich es leider gewesen, die mit kindischer Hand den Schleier weggerissen hatte von einem zarten Verhältnis, das viele Jahre hindurch nur in verstohlnen Spaziergängen und in noch heimlicheren Zusammenkünften bestand. Denn Mamsell Hansen verzieh dem Schreiber jene glühende Braut, die das Zittern bekam, sobald sie erfuhr, daß dieses entzückende Wesen schon lange verheiratet war und von Rasmus nur aus der Entfernung angebetet wurde. Wie sich die Versöhnung der Liebenden machte, weiß ich nicht; sie kam aber zustande, und etwa acht Jahre später führte Rasmus seine letzte Liebe zum Altar, nachdem sein Brautstand niemals veröffentlicht und doch von allen anerkannt worden war. In der Zwischenzeit geschah allerlei Bemerkenswertes: unser Land wurde z. B. von den Preußen erobert, ein Ereignis, das unsern Rasmus sehr ärgerte, weil er sich plötzlich seiner dänischen Geburt entsann. Er verhielt sich in Gesellschaft der unser Haus besuchenden preußischen Offiziere meistens sehr still

und drückte sich in den dunkelsten Ecken herum. Sah er uns Kinder aber allein, dann stieß er allerhand geheimnisvolle Drohungen gegen die „frechen Kerls“ aus und behauptete, sie sollten ihn noch alle kennen lernen. Selbst seine Braut vernachlässigte er in diesen Zeiten, und als er erfuhr, daß Mamsell Hansen preußische Soldaten ins Quartier genommen hatte, wuchs sein Zorn gegen die siegreiche Armee bis ins Unendliche. Gethan aber hat er den Preußen niemals etwas, und diese waren schließlich die Urheber seines Glückes; denn trotz seiner dänischen Geburt und seiner Vorliebe für den Lütjenburger Schnaps ist Rasmus Rasmussen als wohlbestallter preußischer Amtsgerichtssekretär gestorben, und Mamsell Hansen durfte als Frau Sekretärin den Lebensabend ihrer langjährigen Liebe verschönern. Als ich sie zuletzt sah, war ihr Schnurrbart schneeweiß geworden; sonst sah sie gesund aus und sprach mit Rührung von ihrem verstorbenen Eheherrn: Er war ein guter Mann, und sein Herz war erst recht gut, und Herr Justizrat war der beste von allen. Denn wenn er nicht immer mit Rasmus Geduld gehabt hätte, dann wäre der ja nicht Sekretär geworden, wo ich nun die schöne Pangschon von kriege. Und wenn Rasmus den Lütjenburger nicht so gern gehabt hätte, könnte er es heute noch gut bei mir haben! Aber sterben müssen wir alle, und wens zuerst trifft, der ist auch zuerst damit durch!

Frau Rasmussen sprach noch eine Weile so

weiter und ich kam nicht in die Lage, ihr Trostworte sagen zu müssen. Und doch sah ich im Geiste den dunkeln Hof so deutlich vor mir, auf dem zwei Liebende zärtlich sich umfangen hielten. Frau Rasmussen wollte durchaus, daß ich bei ihr Kaffee trinken und das Buch vom gesunden und kranken Menschen lesen sollte, auf das sie große Stücke hielt: ich dankte aber und ging hinüber in den Hof, aus dem die Pumpe aber verschwunden war. Unser Spielplatz war ein Kohlgarten geworden, und als ich mich nach unserm Hausgeist erkundigte, hieß es, daß selbst diese Dame verschwunden sei und sich gar nicht mehr blicken lasse. Wenn aber sogar die Gespenster das Geschäft des „Spökelns“ aufgeben, wie langweilig muß die Welt geworden sein! Da kommen die Kinder aus der Schule! Wie vernünftig gehen sie und welch einen Packen neuer Schulbücher tragen sie! — Ihr Armen! Wir waren lange nicht so klug; unsre Bücher waren lange nicht so schön, und wir hatten es dennoch viel, viel besser!



Übers Wasser

Als ich ein Kind war, dachte man noch nicht viel ans Verreisen. Unser Großvater, der in Heidelberg studirt hatte und für den Schwarzwald wie für den Rhein eine große Vorliebe besaß, sprach viel von der Schönheit des Landes jenseits der Elbe, und hin und wieder war er auch wohl wieder dorthin gereist. Unsre Eltern aber blieben zu Hause, und wir Kinder erst recht. Ich bin auch der Meinung, daß unsre großstädtischen Verwandten nicht besonders begeistert waren von dem Gedanken, uns wilde Kleinstädter in ihre engen Wohnungen aufzunehmen, und noch heute wissen alte Familientanten von einigen Streichen zu erzählen, die zwei der ältesten Brüder in Hamburg verübten, als sie dort leichtsinnigerweise eingeladen worden waren. Also wir blieben hübsch zu Hause und empfanden auch keine Sehnsucht nach der Ferne. Es war nach unsrer Ansicht immer schön bei uns. Im Frühling war

es lustig, den Flug der Vögel zu beobachten, die wieder gen Norden zogen; viele Störche richteten sich ihre Häuslichkeit in unsrer Stadt ein, und wir riefen ihnen unermüdlich zu: Adebahr du goder, bring uns 'n lütten Broder! Adebahr, du bester, bring uns 'n lütte Swester, worauf jedesmal ein lebhafter Streit entstand, was wünschenswerter sei, das nächste mal ein Brüderchen oder ein Schwesterchen zu bekommen. Wer für den Bruder gestimmt hatte, triumphirte dann, wenn wieder ein dunkelhaariger kleiner Junge bei uns in der Wiege lag, und sagte dann mit wichtiger Miene, er hätte es schon lange gewußt, daß es so kommen würde. Im Frühling kamen die Vögel und die Veilchen, und die großen Brüder fuhren mit Großvaters Knecht Hinrich aufs Feld, um das Land zu bestellen. Das Sommervergnügen fing mit der Rappsaaternte an und hörte erst auf, wenn das letzte Fuder Weizen eingefahren war, und der Herbst brachte wieder so manche Freuden, daß schließlich Weihnachten kam, ehe man sichs versah. Im November wurden Gänse und Großvaters erstes Schwein geschlachtet, ein Fest, auf das wir uns schon wochenlang vorher freuten, indem wir uns mitleidlos jeden Tag an der zunehmenden Rundung des Opfertieres ergötzten, das wir als Ferkel leidenschaftlich geliebt hatten und durchaus hatten „zähmen“ wollen.

Nein, zum Reisen hatten wir weder Lust noch Zeit. Manchmal aber gab es doch Gelegen-

heit, einmal übers Wasser nach dem Festlande zu kommen, sei es nun, daß wir Besuch wieder fortbrachten oder abholten. Der Sund, so heißt die Wasserstraße, mit dem Fährhause liegt etwa anderthalb Wegstunden von der kleinen Stadt entfernt; mit Großvaters Kutsche und seinen etwas steifen Pferden fuhr man etwa eine Stunde. Der beste Platz war selbstverständlich bei Hinrich auf dem Bock. Dort saßen aber schon seit einer Stunde die großen Brüder, und wir Kleinern mußten im geschlossenen Wagen entweder zwischen zwei sehr kompletten Erwachsenen oder auch auf deren Schoß sitzen. Auf dem sogenannten Sundswege — wir Niederdeutschen schieben nun einmal überall das böse s ein — wehte es immer sehr; alle Fenster des Wagens wurden daher geschlossen, und wenn die Sonne schien, wurden auch noch die verblaßten rotseidnen Vorhänge zugezogen. Großvaters Kutsche stand in unsrer Stadt in dem Rufe, daß sie ein sehr feiner Wagen sei, und als ein naseweiser Großstädter von dem Gefährt als einem Rumpelkasten sprach, empfanden wir diese Bemerkung wie eine Art Gotteslästerung, Wir waren stolz, daß wir einen Großvater hatten, der einen solchen Wagen besaß, und in unsern Gedanken kannten wir nichts besseres, als das Rasseln der vielen Wagenfenster, das Schaukeln und Stoßen des ganzen schwer beladnen Kastens. Wie selig fuhren wir durch die holprigen Straßen, wenn es endlich losging; wenn uns so viel Bewegungsfreiheit ver-

stattet war, so nickten wir unsern Freunden, an denen wir vorbeifuhren, vergnügt zu, denn wir verreisten ja auf längere Zeit, auf mehrere Stunden, hoffentlich bis zum dunkeln Abend, wo man mit Laternen fahren mußte.

Die ersten zehn Minuten in der Kutsche waren sehr genußreich. Selbstverständlich mußte man sich mit den erwachsenen Hauptpersonen „einschütteln." Gewöhnlich saß man zuerst auf der Hutschachtel, in der irgend eine Tante ihre Sonntagshaube wie ein Nationalheiligtum verwahrte, oder man stieß mit den Füßen gegen die Kniee eines empfindlichen Onkels; da gab es denn allerhand Erregungen, Schelte und Ermahnungen, bis wir Kleinen uns so dünn wie möglich gemacht hatten und kaum zu atmen wagten, aus Furcht, mit dieser Bewegung unsre Verwandtschaft zu belästigen. Endlich wird es still, über alle kommt eine gewisse Ruhe, langsam ziehen die Pferde den klappernden Wagen, hin und wieder stößt es einmal, der Wind bläst um das Gefährt, und die Sonne scheint grell in die schwach verhängten Fenster. Die beiden großen Brüder sitzen in der frischen Luft bei Hinrich, wir hören sie laut lachen und sprechen, wir aber empfinden plötzlich gar keine Lust zur Unterhaltung. Eine Zeit lang mache ich die Augen zu und will mir einbilden, daß es wundervoll sei, auszufahren, aber ich kann es nicht recht, und dann sehe ich verstohlen nach Jürgen herüber, der totenblaß geworden ist und schon zum zwanzigsten mal fragt,

ob wir noch nicht da wären. Und nicht lange, so kommt der Augenblick, wo ich mit zitternden Lippen kaum die Worte hervorbringen kann: Darf ich nicht am Fenster sitzen? Ich — ich muß — mich brechen!

Und dann sitzt Jürgen an dem einen und ich an dem andern Fenster; der Wind bläst plötzlich in den dumpfen Wagen, die lauten Verwünschungen unsrer Verwandtschaft sind uns ganz gleichgiltig, und nachdem wir unser bedrängtes Innere erleichtert haben, merken wir nicht ohne eine gewisse Genugthuung, daß wir jetzt die besten Plätze im Wagen einnehmen, und daß sich die alten, dicken Tanten plötzlich merkwürdig dünn machen können. Diese Wahrnehmung giebt uns neuen Lebensmut: wir bitten um ein Butterbrot, weil wir das Bedürfnis empfinden, unsern angegriffenen Organismus wieder zu stärken, und als dies Gesuch in Gnaden oder vielmehr in Ungnaden abgeschlagen wird, kommen wir uns so mißhandelt vor, daß wir uns vollständig berechtigt fühlen, etwas unartig zu werden. Ich habe schon lange mit dem Weinen gekämpft; jetzt heule ich, so laut ich nur kann, und freue mich über die blanken Thränen, die mir die Wangen herunterrollen, und die ich ganz gut sehen kann, wenn ich ein bischen nach unten schiele. Jürgen weint auch, aber gemächlicher, während er unsern jüngern Bruder, der unter einem Haufen von Mänteln gleich eingeschlafen ist, bei den Beinen zieht und so unsanft

aufweckt, daß dieser sofort mit gellender Stimme die Leitung unsers Schrei-Terzetts übernimmt. Und dann hält Hinrich plötzlich an; irgend jemand öffnet die Wagenthür, wir werden auf die Landstraße gesetzt, und während der alte Glaskasten langsam weiterschaukelt, weht uns der Salzwind um die Ohren und bringt uns auf andre Gedanken.

Wir sind nämlich am Sunde angelangt, und wenige Schritte von uns sehen wir den aus großen Steinen bestehenden Strand, über den manchmal die Wellen schlagen. Etwas weiter entlang ist die starke Holzbrücke, an der die großen Boote zum Übersetzen liegen. Hier steht auch die Flaggenstange, an der die Flaggensignale gegeben werden. Sie biegt sich im Winde hin und her, und als wir dem Wasser zulaufen, fliegen uns kleine Stücke Seeschaum und Tang ins Gesicht. Dort ist das Wasser! Heute siehts in der Nähe grün und in der Ferne blau aus; manchmal fliegen funkelnde Sonnenlichter über die weißköpfigen Wellen; manchmal ists, als wenn ein stahlgrauer Schleier über die glitzernde Fläche gebreitet würde. Unter den Bohlen der Brücke murrt leise die See. Manchmal wirft sie von unten zwischen die Spalten einen Regen von Gischt, manchmal kommt eine größere Welle und bewirft uns alle mit ihrem gelblichen Schaum, während die Boote fortwährend auf- und niedertanzen, bald vorwärts, bald seitwärts, und niemals aus der Bewegung kommen, und an jedem Fahrzeug gluckst das Wasser in einer andern Ton-

art. Eins der größten wird bereits für uns „klar gemacht," d. h. Niels Jens, der ein Fährknecht und unser Freund ist, schöpft mit einer großen hölzernen Kelle das Wasser heraus. Niels Jens ist ein großer Mann mit eisgrauem Bart und riesigen Wasserstiefeln. Er kaut beständig Tabak, spricht fast gar nicht, nickt uns aber immer gutmütig zu, wenn wir einmal am Sund erscheinen, und wir sind überzeugt, daß er uns gern hat.

Nachdem wir uns vergewissert haben, daß die Wasserfahrt bald vor sich geht, wenden wir uns dem Fährhause zu, das etwas mehr landeinwärts liegt. Ein Garten mit verwehten Bäumen und ein Dornenwall schützen es vor der Gewalt des Sturms, und dicke warme Luft schlägt uns entgegen, als wir in das beste Gastzimmer treten. Hier sitzen die Onkel und trinken einen Grog; die Tanten nippen an gefüllten Milchgläsern, und auf dem Tische steht ein Teller mit belegtem Butterbrot, auf den wir uns stürzen. Natürlich entsteht ein Streit, wer die größten Stücke haben soll, aber im ganzen sind wir doch ziemlich artig, denn die an den Wänden hängenden Bilder von Schiffen, einige Schiffsmodelle und vor allem eine Puppe unter Glas beschäftigen uns ungemein. Die Puppe stellt eine Dame aus Südamerika in ihrer Promenaden- oder Brauttoilette vor. Ganz in Mull gehüllt, die weit auseinandergebreiteten Arme in Glaceehandschuhe bis zum Ellenbogen gesteckt, sieht sie uns aus blöden schwarzen Augen so gespenstisch

an, daß wir von der Schönheit der Südamerikanerinnen keinen großen Begriff bekommen. Alles Fragen beim Fährpächter, wo die Figur hergekommen sei, hilft nichts.

Die hat einer mal mitgebracht, aus Lima oder Valparaiso — so um die Gegend herum — mehr wußte uns der gutmütige, aber auch schweigsame Mann nicht zu sagen, und unbefriedigten Herzens, aber mit gefülltem Magen ging es nun auf sein Geheiß nach der Brücke. Dort lag das große Boot mit den mächtigen Steinen als Ballast drin, die Segel schlappten am Mast, und Niels Jens stand mit weitgespreizten Beinen auf der mittlern Bank und verstaute uns gemächlich alle nach eineinander in dem geräumigen Fahrzeug.

Wenn wir mit einem so vollen Wagen am Sund erschienen, gab es gewöhnlich verschiedenen weiblichen Besuch fortzubringen, der nun, angesichts des unruhigen Wassers und der wenig bequemen Beförderungsweise vom Abschiedsschmerz übermannt wurde. Die Damen weinten meistens und überschütteten Niels Jens mit Fragen: ob das Boot auch sicher sei, wie lange die Überfahrt nach dem andern Ufer dauern könne, ob es schaukeln würde, oder ob sie lieber einen andern Tag wiederkommen sollten — Fragen, die unser Freund mit unverständlichem Grunzen und damit beantwortete, daß er die Fragerin anfaßte und ins Boot setzte. So störte er mit rauher Hand manche wehmütige Abschiedsszene, denn manche der zurückbleibenden Ver-

wandten zogen es vor, die Wasserfahrt nicht mitzumachen. Wir Kinder aber saßen schon ungeduldig auf den geteerten Bootbänken, bespritzten uns mit Wasser und erwarteten sehnsüchtig den Augenblick, wo es losginge. Endlich stößt Niels einen unverständlichen Laut aus, tief wühlt sich das Boot durch die Wellen, legt sich auf die eine, dann auf die andre Seite — klatschend fliegt das Segel herum, und wir sind mitten auf dem grün-blauen Wasser. Über uns schweben die weißen Möven, am Bug des Schiffes zischen die Wellen, und hin und wieder werden wir mit einem Sprühregen von Salzwasser übergossen. Es ist herrlich, und wir sind zuerst so stumm vor Entzücken, daß wir auf das Schreien einer bejahrten Tante gar nicht achten und erst allmählich dahinter kommen, daß ihr Mützenkorb sich nicht im Boote befindet, sondern selbständig hinter uns herschwimmt. Wie es gekommen ist, weiß kein Mensch; aber der heilige Gegenstand scheint es ergötzlich zu finden, seine eignen Wege zu gehen, und als Niels nach einigem Besinnen die Ruderstange holt und den Ausreißer einfangen will, versinkt dieser in den Wellen, um nicht wieder zu erscheinen. Die Tante ist außer sich vor Schmerz, wir außer uns vor Vergnügen, und selbst Niels spuckt mehrere male durch die Zähne aus, was immer ein Zeichen von besonders guter Laune bei ihm ist. Und dann müssen wir kreuzen, hierhin und dorthin, bald zurück, bald vorwärts. Bald wird das Segel auf diese Seite gelegt. bald auf

jene; das Wasser wird immer unruhiger, und uns kommt es vor, als schaukelten wir beständig auf derselben Stelle. Immer tiefer sinkt das Boot, um dann wieder halb aus dem Wasser zu steigen; die Erwachsenen sitzen nachdenklich da, uns scheint es, als wenn dort jemand aus einer kleinen Flasche tränke — endlich sehen wir uns hilfeflehend nach Niels um, der dem beim Segel stehenden Schifferknecht zuruft: Clas, lang mi mal de Bütt her, de Kinner wart wöhlig*) in't Liv! Es waren meistens die einzigen Worte, die er während der Überfahrt sprach; aber sie waren bedeutungsvoll, denn von diesem Augenblick an hatten wir keinen rechten Genuß mehr von der Wasserfahrt. Eine merkwürdige Gleichgiltigkeit bemächtigte sich unser; als wir endlich am Festlande anlegten, blickten wir verständnislos auf den sandigen Strand und die mit Seegras bedeckten Flächen und machten uns gar nicht klar, daß wir nun bis Italien zu Fuß gehen konnten, ohne daß sich die See hindernd dazwischenlegte. Davon sprachen wir nämlich immer zu Hause. Jetzt aber ging unser Hauptverlangen dahin, möglichst bald wieder in den heimatlichen Fluren und in Großvaters Glaskutsche zu sein. Der Wunsch ging denn auch zu seiner Zeit in Erfüllung. Niels Jens lieferte uns zwar hohläugig, aber sonst unversehrt wieder an der Sundfähre ab; wir wurden in den Wagen gepackt, schliefen

*) von Wühlen.

ein und wachten gewöhnlich erst auf, wenn uns das schlechte Straßenpflaster so durchschüttelte, daß wir mit den Köpfen zusammenstießen. Wie wir dann später ins Bett kamen, weiß ich nicht mehr, meine Erinnerung versagt bei diesem Punkte völlig; ich weiß nur, daß es am andern Morgen herrlich war, aufzuwachen und den Kopf voll der schönsten Erinnerungen zu haben. Was hatten wir alles in wenigen Stunden erlebt! Es war kaum auszudenken und unsern Spielgefährten wurde so viel erzählt, daß sie uns darum beneideten.

Wir kamen übrigens auch noch auf andre Weise übers Wasser: an lauen Sommertagen, wo der Wind kaum die Segel füllte, wo die See glatt war wie Atlas, wo an Seekrankheit nicht gedacht wurde, und wo uns Niels Jens das Blinkern lehrte. Wir warfen einen blanken, schweren Bleifisch ins Wasser, und die großen Dorsche kamen und schnappten darnach, was ihnen schlecht bekam; denn an einem versteckten Haken hingen sie fest, und mit einer an dem Lockfisch befindlichen Leine wurden sie an die Oberfläche gezogen. So war es wenigstens in der Theorie. In der Praxis haben wir höchst selten einmal auf diese Art einen Fisch gefangen, und wir ärgerten uns außerordentlich über Niels, der einen ganzen Eimer voll Dorsch blinkerte.

Einmal erlebten wir auf dem Wasser ein Abenteuer, das ich jetzt nicht mehr mit so viel Fassung tragen würde wie damals. Es war an

einem grauen Sommertage, wie wir sie so häufig in unserm trüben Norden haben: grauer Himmel und graue See, auf der fast gar keine Bewegung zu sein schien. Wir sollten irgend einen Besuch abholen, der vom Festlande mit Extrapost am andern Ufer ankommen sollte. Dann zog man dort einen schwarzen Korb an der Signalstange empor, und Niels Jens holte, von uns begleitet, mit seinem Boote die Erwarteten ab. Aber zu damaliger gemütlicher Zeit blieb die Extrapost gerade so oft in den tiefen Sandwegen stecken, wie die andern Posten; wir hatten schon stundenlang auf dem Wasser gelegen und gänzlich erfolglos geblinkert und noch immer war das Signal nicht gegeben, daß der erwartete Wagen sein Ziel, die äußerste Spitze des Festlandes, erreicht habe. Aber dieser Umstand beunruhigte uns gar nicht; wir überredeten Niels, mit uns in die freie See zu fahren, was er denn auch that. Am Tage vorher war ein sehr starkes Gewitter gewesen, das in unsrer flachen Landschaft viel Unheil angerichtet hatte: wir erzählten Niels, daß in unsern Kirchturm der Blitz eingeschlagen hätte, ohne zu zünden, daß ein kleines Haus in Brand geraten sei, und was der Geschichten mehr waren. Er hörte uns in seiner stillen Weise zu, spuckte durch die Zähne und sagte kein Wort. Es war fast gar kein Wind, das große geflickte Segel schlug müde gegen den Mast, und das Boot bewegte sich nur langsam vorwärts. Ich hatte die Hände bis zum Ellen=

bogen in das laue Wasser gesteckt und griff nach kleinen abgerissenen Stücken Seegras.

Sieh mal, Niels, sagte ich schläfrig, hier guckt ein Pfahl aus dem Wasser!

Mit einem langen Schritt stand der alte Seemann neben mir, und seine scharfen Augen schienen das graue Wasser durchbohren zu wollen. Da war der „Pfahl," die Spitze eines schlanken Mastes, neben dem allerhand Tauwerk schwamm! Unser Boot lag ganz still; Niels rief dem hinten sitzenden Schifferjungen ein paar Worte zu, dieser zog die hohen Stiefel aus und glitt plötzlich fast geräuschlos ins Wasser. Es war still in unserm Boot. Niels stand, mit einem Ruderpatten in der Hand, bewegungslos wie aus Stein gehauen; nur an dem Funkeln seiner Augen konnte man erkennen, daß er aufgeregt war. Da tauchte der flachsblonde Kopf des Jungen wieder aus dem Wasser; aber er war nicht mehr allein — hinter ihm hebt sichs leise. von den flüsternden Wellen liebkosend getragen, Es ist ein blasses, ernstes Menschenantlitz, in das wir sehen, noch unentstellt von der Häßlichkeit des Todes, mit dem Ausdruck des Friedens in seinen Zügen.

Da hängen noch zwei mehr in der Rigging, aber ich konnte sie nicht loskriegen! berichtet der Junge, indem er sich am Bootrande festhält. Scheint 'ne Jacht aus Lübeck zu sein — gerade so'n Takelwerk, wie sie da immer haben! Wird wohl im Gewitter auf'n Stein getrieben sein!

Jetzt sitzt er vorn im Boot, schüttelt sich wie eine Ente, und hinten auf einem Stück Segeltuch liegt der tote Seemann. Niels hat ihm ein Tuch über das Gesicht gelegt, und wir können von ihm nur die Hand sehen, an der ein Trauring wie eingewachsen scheint. Und dann kommt plötzlich die Sonne durch die grauen Wolken, ein goldner Schein zittert über der düstern See, und violette Lichter tanzen neben unserm Boot auf und nieder. Da kann ich es nicht länger aushalten. Plötzlich sitze ich neben dem Toten, habe ihm das Tuch vom Gesicht genommen und flehe Niels an, der mich daran hindern will: O, laß ihn die Sonne doch noch einmal bescheinen, nur noch ein einziges mal! Und Niels läßt mich gewähren. Er liebt ja die Sonne wie ich, wie wir alle, die wir im Nebellande geboren sind. Dann rudern wir leise an die Brücke und sprechen kein Wort.

Inzwischen war unser Gast angekommen und von einem andern Boot bereits abgeholt worden, sodaß er auf uns gewartet hatte und uns nicht sehr freundlich begrüßte. Es war damals so schwer, zu uns zu gelangen, und auf einer bestimmten Stelle des Festlandes warfen die Wagen so oft um, daß die uns besuchenden Verwandten eigentlich Anspruch auf eine Belohnung machten, wenn sie ihr teures Leben unsertwegen in die verschiedensten Gefahren brachten. Später, wenn sie sich bei uns erholt hatten, trennten sie sich wieder ungern, und so kam niemand auf kürzere Zeit.

Heute waren wir nun so voll von unserm Erlebnis, daß unsre Begrüßung wahrscheinlich sehr gleichgiltig ausfiel, und daß sich unser Besuch, ein älterer Herr, fröstelnd in die Wagenecke setzte und sehr einsilbig wurde. Er mochte natürlich nicht gleich bei seiner Ankunft von Gewitter und Schiffbruch und Tod hören und war nicht erfreut von unsrer Vorliebe für diese Art von Unterhaltung. Ich denke mir aber jetzt zu meiner nachträglichen Beruhigung, daß wir nicht allzulange von diesen Dingen gesprochen haben, und daß er allmählich etwas mehr Gefallen an uns gefunden hat. Von dem Ertrunkenen mußte er allerdings noch öfter hören, denn als dieser auf unserm Kirchhof beerdigt wurde, liefen wir Kinder alle mit, und wir haben noch lange Blumen auf einen Grabhügel gelegt, der ohne uns bald ganz vergessen worden wäre. Wir aber hatten ein entschiedenes Eigentumsrecht auf dieses einsame Grab, und wir haben es viele Jahre treu gepflegt, obgleich es weder Kreuz noch Stein kenntlich machte. Den Namen „unsers Seemanns," wie wir ihn nannten, haben wir niemals erfahren; was fragt auch ein Kind nach Namen — der liebe Gott wußte, wie er hieß, das genügte uns.

Noch oft sind wir übers Wasser gefahren; bei allen Jahreszeiten, beim schönsten und beim schlechtesten Wetter, echte Seekinder, hin und wieder seekrank, aber niemals ängstlich und den gefährlichen Augenblicken mit derselben Ruhe entgegen-

sehend, wie wir sie an unsern Seeleuten kannten. Niemals aber haben wir wieder einen so stillen Gast „an Land“ gebracht, wie damals, obgleich wir in kindischer Neugier oft genug darnach aussahen. Jetzt hoffe ich sehr, daß ich es nie wieder erleben werde.

Krambambuli

Sommerwirtschaften gab es nicht in unsrer kleinen Stadt; wollte man in der schönen Jahreszeit einmal anderswo seinen Kaffee trinken, so mußte man nach Feldkirchen, einem in der Nähe liegenden Dorfe. Dort gab es nicht bloß eine altertümliche Kirche, sondern, was für uns das beste war, zwei Wirtschaften. Sie lagen nur durch ein Haus von einander getrennt, hatten beide eine Kegelbahn und sehr angenehme Stachelbeerhecken, die uns auf die erfreulichste Weise beschäftigten. Wenn es also eines Sonntags hieß, Großvater wolle mit seinem etwaigen Besuch und mit uns nach Feldkirchen fahren, so freuten wir uns immer außerordentlich. Wir wurden auf den Bock und in die Kutsche selbst verteilt, und da wir meist bei dem ersten Hause des Dorfes, dem „Letzten Heller," aussteigen durften, so war die Gefahr, seekrank zu werden, nicht so groß, denn die Fahrt dauerte

kaum eine halbe Stunde. Im Wagen wurde die Frage, in welcher Wirtschaft wir einkehren sollten, lebhaft verhandelt. Kaffee, Kegelbahn und Stachelbeeren waren bei beiden Wirten von gleicher Beschaffenheit, aber Herr Hauschild besaß ein Gartenhaus mit wundervollen chinesischen Tapeten, und Herr Meinhard hatte einen Bruder, der als Kutscher des Kaisers von Rußland in Petersburg eine hohe Stelle einnahm. Da wurde uns die Wahl oft recht schwer. Manchmal kannten wir nichts erhebenderes, als beim Bruder des kaiserlich russischen Rosselenkers Kaffee zu trinken; manchmal aber hatten wir demokratische Anwandlungen, sagten, Herr Meinhard sei uns gleichgiltig, und verlangten stürmisch nach den chinesischen Tapeten des Hauschildschen Gartenhauses. Gewöhnlich entschied unser Großvater, daß wir einmal zu Meinhard und einmal zu Hauschild führen, und da im Grunde genommen beides ganz dasselbe war, so fanden wir uns zufrieden in seine Bestimmung. Und nun wurde das Sonntagsnachmittagsvergnügen „programmäßig“ abgesponnen. Wir tranken alle Kaffee und aßen soviel Kuchen dazu, als es nur anging; dann schoben die männlichen Familienmitglieder Kegel, die Tanten, von denen wir immer einige in Vorrat hatten, strickten oder stickten, und wir Kinder liefen ab und zu, aßen Obst und wurden bald wieder hungrig und durstig. Großvater war immer sehr gut gegen uns. Wenn er uns auch häufig erklärte, er wisse durchaus nicht,

was unsre Eltern mit ihren vielen Kindern anfangen wollten, so hätte er doch sicherlich keinen einzigen von uns entbehren mögen. Er war auch niemals karg gegen uns. Er hatte die außerordentlich angenehme Gewohnheit, uns vor der Abfahrt aus dem Wirtshause zu fragen, ob wir auch noch etwas genießen wollten, eine Frage, die verschiednen Tanten eben so verwerflich erschien, wie sie uns wohl that. Denn wir wußten schon seit dem Vormittag, ja vielleicht schon seit acht Tagen, was wir uns in Feldkirchen selbständig bestellen wollten. Manchmal hatten wir eine Leidenschaft für Eierbier, ein andermal war es Glühwein oder Brauselimonade, ohne deren Genuß wir nicht länger leben zu können glaubten, und als wir eines Sonntags bei Herrn Meinhard Kaffee getrunken hatten, waren Jürgen und ich uns über unser Getränk schon längst einig.

Zwei Glas Krambambuli und eine kleine Flasche davon auf zu! bestellte Jürgen, während ich mit wichtiger Miene hinzusetzte: Aber mein Glas muß eben so stark sein, wie Jürgens! Es war nämlich mein steter Kummer, daß meine Getränke meistens schwächer bestellt wurden, als die der ältern Brüder. Herr Meinhard achtete aber nicht auf meinen Zusatz. Er stand in seiner kleinen Schenkstube, umgeben von unzähligen dunkeln Flaschen, und sah uns verwundert an.

Was wollt ihr haben? Bambuli? Was ist denn das?

Krambambuli! wiederholte Jürgen mit Nachdruck. Herr Meinhard, das trinkt der Kaiser von Rußland jeden Tag ein paarmal!

Is die Möglichkeit! — Herr Meinhard war immer angenehm berührt, wenn man auf seine Beziehungen zum russischen Hofe anspielte. Na, wenn der Kaiser das Zeugs mit den komischen Namen trinkt, da müßt ihr kleinen Dingers das ja auch mal kennen lernen!

Zwei Glas und eine kleine Flasche auf zu! bestellte Jürgen noch einmal, während der Wirt den Kopf schüttelte.

Kinners, sowas Feines führ ich noch garnich! Aber was nich is, kann werden! Nächster Tags schreib ich nach Lübeck von wegen den Franschwein — da will ich gleich ein Gebinde Strampelkram mit bestellen. Also, das is was Russisches — na, denn is es was Gutes und was Starkes, denn was mein Bruder in Petersburg is —

Aber wir hörten zum erstenmale in unserm Leben nicht auf die Geschichten von Herrn Meinhards Bruder in Petersburg und schlichen enttäuscht aus der Gaststube, ohne uns etwas andres zu bestellen.

Seit dem Tage, wo der Onkel Student mit seinen Freunden zum Besuch in unsrer Stadt so lustig gesungen hatte: Des Abends spät, des Morgens früh trink ich mein Glas Krambambuli! seit diesem Tage wollten auch wir dieses köstliche Naß kennen lernen. Die Herren mit den bunten Bän-

dern über der Weste hatten uns auf unsre dringenden Fragen versichert, Besseres auf der Welt gäbe es überhaupt nicht, als Krambambuli. Die armen Studenten, die so schrecklich viel lernen müßten, könnten nicht gesund bleiben, wenn sie nicht Krambambuli hätten, und einer der Gefragten, dem eine breite Schmarre über die Wange lief, versicherte ganz ernsthaft, ohne Krambambuli würde er schon lange tot sein, und wer das tränke, könnte gar nicht sterben.

Wir dachten nun allerdings für uns selbst nicht an den Tod; aber wir hatten einen Spielgefährten, von dem die Leute sagten, daß er bald sterben müsse, und deshalb wollten wir nicht allein selbst das Krambambuli kosten, sondern auch Karl Piening davon mitbringen. So hatten wir es uns lange vorgenommen, und hatten in dem festen Vertrauen auf den Bruder des kaiserlich russischen Kutschers in Feldkirchen unsre Bestellung danach einrichten wollen. Nun fuhren wir betrübt der Stadt wieder zu, ohne eine Flasche Krambambuli!

Karl Piening war schon so lange krank, daß wir fast vergessen hatten, wie er aussah, wenn er nicht im Bette lag. Wir hatten ihn sehr gern, und es verging selten ein Tag, wo ihn nicht einer von uns besucht und ihm etwas erzählt hätte. Seine Mutter war Wäscherin bei uns; daher kannten wir ihn so gut. Als er noch gesund war, hatte er uns an den Waschtagen nachmittags besucht, hatte mit uns gevespert und dann gespielt.

Er weinte nicht, wenn es einen Puff setzte, er klatschte auch nicht und ordnete sich still uns lebhaften Kindern unter. Da wir instinktiv merkten, daß er uns gut war, so hatten auch wir ihn gern, und als der schweigsame, etwas scheue Knabe plötzlich erkrankte, vermißten wir ihn zuerst außerordentlich. Dann aber wurde es eine stehende Gewohnheit, ihn zu besuchen. Bist du schon bei Karl gewesen? war eine tägliche Frage; irgend eins von uns erübrigte gewiß einen Augenblick, vor oder nach der Schulzeit, um an seinem Bette zu sitzen. Manchmal brachten wir ihm auch eine Kleinigkeit mit: einen Apfel, einen Kuchen, ein Stück Bindfaden; Karl aß aber fast gar nichts, und für den Bindfaden hatte er auch nicht mehr so viel Interesse, wie ehemals, wo er noch „Pferdens" spielte oder den Drachen steigen ließ. Seine Mutter aber sprach immer vom Tode. Wenn wir eintraten und nach Karl fragten, schüttelte sie den Kopf. Ja, pflegte sie zu sagen, heute is er noch da, und morgen auch; abers in ein paar Wochen geht er seinen Vater nach, der auch die Zehrung hatte. O, was hab ich mit den durchgemacht, ehe er glücklich in Himmel war, und nun fängt die Geschichte mit mein klein süßen Jungen ganz von vorne an! Na, der liebe Gott wird ihn nu all bald zu sich nehmen: da bitt ich ihn jeden Abend und Morgen um!

Bei uns zu Lande, wie der Schleswigholsteiner sagt, sprechen die einfachen Leute immer in

Gegenwart ihrer Schwerkranken vom Tode. Es ist wohl nicht Mangel an Liebe, der sie anscheinend so gefühllos macht, es ist der Ausdruck ihrer Naturwüchsigkeit. Das Sterben ist eine selbstverständliche Folge des Geborenwerdens: warum soll man also den Leuten verschweigen, was ihnen bevorsteht? Aber der feiner empfindende Mensch sträubt sich doch gegen diese unbarmherzige Nüchternheit, und selbst wir Kinder mochten Frau Pienings Reden nicht hören. Karl sah uns dann stets mit seinen hellblauen, merkwürdig klaren Augen so ernsthaft fragend an, als wenn er in unsern Gesichtern lesen wollte, ob seine Mutter wahr gesprochen hätte; und wir standen unbeholfen vor ihm, halb traurig, halb verlegen. Es war kurz nach dem Winter gewesen, als Karl sich gelegt hatte, nun standen die Störche schon wieder in großen Versammlungen auf den Wiesen und berieten sich mit gravitätischen Mienen, ob sie reisen oder ob sie es noch ein paar Tage bei uns aushalten wollten. Wir erzählten Karl von den Störchen und auch davon, daß die Felder alle leer wären und daß der Wind drüber führe, und dann berichteten wir ihm auch einmal, was uns der eine Student vom Krambambuli gesagt hatte: Wer ihn tränke der bliebe immer gesund und brauchte nicht zu sterben! Karl wiederholte die Worte, richtete sich in seinem Bettchen auf und sah uns mit aufleuchtenden Augen an. Er hatte immer alles geglaubt, was wir ihm erzählten — weshalb sollte

er jetzt an unsern Worten zweifeln, von deren Wahrheit wir doch selbst felsenfest überzeugt waren?

Krambambuli! Wie hübsch klang das Wort! Zuerst vermochte der kleine Kranke es nicht auszusprechen, bald aber konnte er es eben so gut wie wir, und wenn seine Mutter vor ihm stand und ihm schluchzend vom Sterben erzählte, dann blickte Karl in die über seinem Bette spielenden Sonnenstrahlen und sagte leise vor sich hin: Krambambuli, Krambambuli! Sobald wir wieder nach Feldkirchen fuhren, brachten wir es ihm mit — das war sicher; denn der Bruder des kaiserlich russischen Kutschers mußte es haben, davon waren wir fest überzeugt. Und Karl freute sich so! Er konnte wieder lachen wie früher, und wenn wir bei ihm saßen und mit ihm plauderten, dann sprachen wir davon, wie es wohl sein würde, wenn wir niemals krank und niemals erkältet wären, wie merkwürdig es doch eigentlich sein müßte, wenn wir gar nicht zu sterben brauchten, und ob wir dann wohl noch immer spielen würden. Großvater, unsre Eltern und guten Freunde, alle sollten sie Krambambuli haben; nur der eine Lehrer, der neulich Jürgen gescholten, weil er seine dänische Lektion nicht gelernt hatte, der durfte keinen Tropfen bekommen! Der konnte unsertwegen morgen wieder nach Fühnen reisen und sterben, wann es ihm beliebte. Aber auch für ihn legte Karl ein gutes Wort ein.

Er braucht ja nich so viel zu kriegen, meinte er halb entschuldigend und doch bittend. Blos

ein klein büschen, damit er noch ein klein büschen länger lebt.

Weshalb, Karl? Der braucht gar nicht länger zu leben! Solch ekliger Däne!

Man bloß ein paar Jahre! wiederholte der Kranke und sah uns so flehend an, daß wir gnädig meinten, wir wollten Herrn Larssen ein halbes Weinglas voll geben.

Nun standen wir Montag morgen, nachdem wir am Sonntag in Feldkirchen gewesen waren, vor Karls Bett wie die armen Sünder. Er hatte sich bei unserm Kommen aufgerichtet, und sein Atem ging kurz; als er in unsre Gesichter sah, legte er sich zurück und ein grauer Schatten zog über sein Antlitz.

Es ist noch nicht da, Karl; aber Herr Meinhard läßt es in Gebinden aus Lübeck kommen — du bekommst es sicher!

Er sah uns mit erloschenen Augen an.

Ehe es aus Lübeck kommt, bin ich tot. Mutter sagt es ümmerlos — lange kann ichs nich mehr machen!

Er sagte das in dem Tone vollständigster Hoffnungslosigkeit, und da auch wir wußten, daß es manchmal Monate lang dauerte, ehe der Schiffer die bestellten Waren aus Lübeck brachte, so schwiegen wir betrübt.

Jetzt kam Frau Piening ins Zimmer. Sie sah verweint aus und fuhr mit der verarbeiteten Hand über das spärliche blonde Haar ihres Kindes.

Erzählt ihm was von Himmel! sagte sie zu uns befehlenden Tones. Oder wißt ihr da kein Bescheid in? Denn geht man weg!

Aber wir wußten Bescheid im Himmel, und wir begannen zu erzählen — erst stockend, dann geläufiger von den goldnen Thoren der hochgebauten Stadt, von den Engeln, die jedem Kinde so freundlich entgegenkämen, von allem, was uns schön und lieblich aus fremden und eignen Gedanken eingepflanzt war, davon sprachen wir. Karl lag ganz still und hatte die Augen geschlossen. Als wir aber leise fortgingen und die Sonne goldig durch die geöffnete Thür schien, richtete er sich auf und fragte mit schwacher Stimme, ob wir nicht anderswo Krambambuli bekommen könnten.

Als wir draußen in der frischen Herbstluft standen, sagte Jürgen mit einemmale, er wollte in die Apotheke gehen und nach Krambambuli fragen. Ich pflichtete ihm eifrig bei, denn beim Onkel in der Apotheke bekamen wir alles, was für unsre Gesundheit zuträglich war: saure und süße Säfte, Leberthran und Pfeffermünzbonbons, Ricinusöl und Schokoladenplätzchen; er würde uns gewiß auch Krambambuli geben oder es wenigstens bereiten können, und wir waren dumm gewesen, uns nicht gleich an den guten Onkel zu wenden, der uns schon so manchen Gefallen gethan hatte.

Als ich am andern Morgen zu Karl ins Zimmer trat, hatte ich ihm eine frohe Nachricht zu bringen. Denke dir, Onkel Anton will uns heute

Krambambuli machen! Gestern hatte er keine Zeit; heute nachmittag soll es aber fertig sein!

Karl hatte sich mühsam aufgerichtet, und seine Augen leuchteten auf. Ist es wahr, ganz gewiß wahr? Sein Gesicht sah etwas verändert aus; ich achtete aber nur flüchtig darauf.

Leg dich nur wieder hin, Karl; heute noch kommt es, ganz, ganz gewiß! Und du sollst es zuerst probiren und wirst dann gleich gesund! Morgen spielst du wieder mit uns!

Morgen spiele ich wieder! wiederholte der Kleine träumerisch und doch mit glücklichem Lächeln. Morgen spiele ich wieder! sagte er noch einmal. Sein Gesicht sah aus, als wenn die Sonne drauf schiene. Erzähl mich was! sagte er dann etwas ungeduldig zu mir. Es war gerade, als wenn er das Warten nicht länger ertragen könnte, und ich willfahrte ihm. Denke dir, weil wir doch so viel von Krambambuli sprachen, so hat Jürgen auch probirt, welches zu machen. Er that Milch, Wasser, Zucker, Kaffeebohnen und sonst noch allerhand in eine Flasche und schüttelte sie tüchtig. Aber das Schütteln half nichts; es schmeckte doch schlecht, und dann ging er ins Schlafzimmer und holte Mim (einen der jüngern Brüder) aus dem Bett und zeigte ihm die Flasche. Mim hatte gerade einschlafen wollen und war ganz müde; aber er tanzte doch eine halbe Stunde lang Galopp im Nachthemd und sang dazu: „Mit dem Pfeil, dem Bogen,“ denn Jürgen versprach ihm, daß er die

ganze Flasche nachher austrinken dürfte, wenn er uns etwas vortanzte und sänge. Als er aber dann einen Schluck probirte, weinte er und wollte nichts weiter haben; aber Jürgen sagte, er müßte alles austrinken, weil er doch dafür gearbeitet hätte. Dann aber kam Mama dazu und schüttelte Jürgen, weil er seinem kleinen Bruder nichts einbilden dürfte, und weil Mim schlafen sollte!

Karl hatte mir gespannt zugehört. Jetzt lachte er: er ließ sich so gern etwas erzählen.

Das war das falsche Krambambuli — ich aber — ich bekomme das echte!

Er sprach mühsam, sah aber so glückstrahlend aus, daß ich ihm befriedigt zunickte. Gewiß, du bekommst das echte, heute nachmittag bringen wir dirs!

Es dauerte heute lange, bis es nachmittag wurde; aber endlich schlug es vier Uhr. Das war die Zeit, wo wir das Krambambuli von der Apotheke holen sollten, und wir standen schon lange vor dem großen, gelben Hause, bis wir die Turmuhr hörten. Jürgen lief in die Apotheke und kehrte nach wenigen Augenblicken mit einer großen Medizinflasche zurück, die er mir triumphirend zeigte. Sie enthielt eine weiße Flüssigkeit, und auf der Etikette stand mit großer Schrift: Krambambuli! Später erfuhren wir, daß der Inhalt Cognac und Milch gewesen war.

Wir hatten aber die Empfindung, daß höchste Eile nötig sei. Ohne viel mit einander zu sprechen,

liefen wir, bis wir atemlos vor Karls Häuschen anlangten, und traten eilig ein. Seine Mutter stand am Fußende seines Bettchens, und er selbst lag so still, daß wir glaubten, er schliefe. Seine Augen waren aber weit geöffnet, und als er uns erblickte, winkte er mit der Hand.

Hier ist das echte Krambambuli, sagte ich, mich über ihn beugend, und er lächelte glückselig.

Das echte, wiederholte er mit leisem Lachen, und morgen — spiele ich wieder!

Seine Glieder streckten sich, noch einmal lachte er uns an, dann schloß er die Augen, und ein starrer Zug trat in sein Gesicht: er war tot. —

Nun spielt Karl mit den Engeln! sagte unser jüngerer Bruder vergnügt, als der kleine schwarze Sarg bei unserm Hause vorbeigetragen wurde. Und dieser Gedanke trocknete auch unsre Thränen. Im Himmel zu spielen war doch noch besser, als auf der Erde Krambambuli zu trinken.

Blasse Rosen

Oben auf Großvaters Boden stand der Tantenkoffer, eingezwängt zwischen alten Truhen, Kisten und Schachteln. Er war alt, groß und häßlich, aber wir betrachteten ihn stets mit Neugierde, weil wir nicht wußten, was darin war. Die Großen wußten es auch nicht. Früher, vor vielen, vielen Jahren, waren zwei Cousinen unsers Großvaters lange bei dem Großvater im Hause gewesen, und als sie wieder davongezogen waren, hatten sie gebeten, diesen Koffer hier lassen zu dürfen, bis sie ihn selbst holen würden. Aber sie waren nicht wiedergekommen, und der Koffer stand noch immer auf Großvaters Boden. Dieser Boden war unheimlich. Groß, niedrig und dämmrig, mit schrägen Dachfenstern, war er uns schon am hellen Tage ein bischen gruselich. Abends aber gingen wir vollends ungern hinauf, und unter keiner Bedingung ohne Begleitung. Es huschte, knackte und raschelte

dort in allen Ecken, und wir waren froh, wenn wir wieder unten waren. Am Tage saßen wir wohl manchmal gern in einer helleren Ecke des Bodens, sahen die Stäubchen in den schräg einfallenden Sonnenstrahlen tanzen, suchten nach altem Gerümpel oder betrachteten den Tantenkoffer. Früher war er schwarz gestrichen gewesen; jetzt hatte ihn die Farbe allmählich verlassen, man sah das gerissene, wurmstichige Holz, und die eisernen Bänder, die ihn umklammert hielten, rosteten nach und nach immer mehr. Öffnen konnten wir ihn aber doch nicht; das Schloß schien noch sehr gut zu sein, und so mußten wir uns damit begnügen, den Tantenkoffer von allen Seiten zu betrachten, auf ihm zu sitzen oder auf ihm herumzutrampeln. Vertragen konnte er nämlich alles.

Nach den Tanten, die die glücklichen Besitzer dieses Schatzes waren, fragten wir übrigens wenig. Nicht weil es uns an allgemeiner Menschenliebe gefehlt hätte, sondern weil wir nach unsrer Ansicht genug Tanten besaßen. Wir hatten, wie alle Sterblichen, verschiedne Arten von Tanten. Einige waren sehr lieb, sehr gut und liebenswürdig; andre mäkelten beständig an uns herum und fanden uns unliebenswürdig, unartig und unbescheiden. Es gab gewisse Tanten, die niemals mit uns zufrieden waren, die uns beständig fühlen ließen, wie weit wir uns alle Tage vom Wege der Tugend entfernten, und die uns von unheimlich artigen Kindern lange Geschichten erzählten, deren Sinn darin

bestand, daß wir mit diesen Tugendbolden auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit besäßen. Wir 'empfanden nicht leicht Müdigkeit; diese Tanten aber wirkten ermüdend auf unsre Gemüter. Wir waren ihnen nicht gerade böse, sie mochten ja Recht haben mit ihrer schlechten Meinung von uns; aber wir liebten sie auch nicht. Kinder sollen aber nur lieben, und deshalb war ihr Einfluß nicht gut. Noch jetzt empfinde ich nur Kälte, wenn ich zurückdenke an jene liebeleeren, tadelsüchtigen Tanten, und wie warm durchströmt mich dankbare Liebe, wenn ich jener Tante gedenke, die mich mit liebender, weicher Hand einführte in die Geheimnisse des Alphabets, die alles Gute in mir sorgsam hegte, der keine Unart verschwiegen wurde, und die niemals Moralpredigten hielt. Dafür wird sie auch wieder geliebt werden bis in die Ewigkeit. Fremden Tanten standen wir immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Jürgen meinte allerdings, die Tanten, die Fräulein hießen, seien meistens die nettesten. Meinen Erfahrungen entsprach das nicht ganz. So gingen unsre Ansichten über diesen Punkt auseinander, und die Frage, ob eine unverheiratete Tante einer verheirateten vorzuziehen sei, ist bis heute von uns nicht gelöst worden.

Als wir Tante Julie und Tante Auguste vom Sunde abholen sollten, fiel uns plötzlich unterwegs ein, daß wir gar nicht wüßten, ob sie verheiratet wären. Es waren die Koffertanten, die

erwartet wurden, und wir hatten uns auf die endliche Eröffnung des geheimnisvollen Gegenstandes so gefreut, daß uns die Frage, wer Tante Julie und Auguste eigentlich wären, ziemlich gleichgiltig schien. Jetzt aber, wo wir bei Hinrich auf dem Bock saßen, während die Glaskutsche einsam prächtig hinter uns herrollte, empfanden wir doch das Bedürfnis, etwas von den Damen zu erfahren, mit denen wir nachher artig im Wagen sitzen sollten. Ich hatte kürzlich eine etwas erregte Auseinandersetzung mit der unverheirateten Tante gehabt, die das Hauswesen unsers Großvaters leitete, und daher ging mein Wunsch dahin, daß sich die neuen Tanten im Stande der Ehe befinden möchten. Jürgen bemerkte aber mit dem ihm eignen Widerspruchsgeist, daß ihm die neuen Tanten überhaupt gleichgiltig wären. Er könnte keine Tanten mehr leiden, möchten sie nun verheiratet oder unverheiratet sein, die meisten taugten doch nichts. Onkel wären unter allen Umständen besser. Ich widersprach nicht, denn wir hatten nette Onkel: einen ganz jungen, lustigen besonders, der noch Student war; aber mir lagen die Tanten doch am Herzen, und ich fragte Hinrich, ob er etwas von den erwarteten gehört hätte, worauf der Kutscher mit ernsthaftem Gesicht bemerkte, daß er die Fräulein vor dreißig Jahren auch schon einmal gesehen habe.

Da waren sie Jungferns, setzte er hinzu, indem er mit der Peitsche eine Fliege von Hermanns

Halse fortschob; aber in dreißig Jahrens kann sich ümmer ein büschen verändern!

Das war gewiß möglich, und so konnten wir uns jetzt den gewagtesten Vermutungen hingeben, bis uns der scharfe Ostwind noch herber um die Ohren pfiff und der Fährpächter uns vom Kutschbock in seine Arme springen ließ.

Sie kreuzen all lange, bemerkte er, eine hat ein blauen und eine ein grünen Sleier, und hellschen dünn sind sie auch!

Dann schraubte er sein Fernrohr zusammen, durch das er auf die sich wild überstürzende See geblickt hatte, und wir liefen auf die Brücke, um das Boot zu beobachten, das jetzt anscheinend still zwischen den hohen Wellen lag.

Unser Sund ist bis zum heutigen Tage ein unberechenbarer Geselle geblieben. Bei heftigem Sturme, der, nebenbei bemerkt, selten eine Richtung beibehält und oft aller Viertelstunden umspringt, ist es gar kein Genuß auf den grüngrauen Wellen der Ostsee im Segelboote zu tanzen. Die eine Strömung schleudert das Fahrzeug hierhin, die andre dorthin, und es gehört die Kaltblütigkeit eines gewiegten Schiffers dazu, sein schweres Boot glatt durch die Brandung zu führen. Aber die Insassen des Bootes fühlen sich nicht immer wohl dabei.

Ich glaub, daß die Damens fix seekrank sind! meinte der Fährpächter, der neben uns stand, und wir nickten bedauernd. Mit Seekrankheit hatten wir immer Mitleid.

Jürgen aber hatte plötzlich einen ganz neuen Gedanken. Wird man eher seekrank, wenn man unverheiratet ist, oder eher, wenn man einen Mann hat? fragte er.

Der Gefragte zog sich den Südwester etwas mehr über die Ohren. Da weiß ich nix genaues von zu sagen, erwiderte er dann bedächtig. Was mein Swägerin ihr Swester is, die mit ihr Mann nach Schina fährt, die is in ein Teifun, was ein schinesischen Sturm is, gesund wie ein Stint geblieben, wogegen ihr Mann und der Steuermann und die Mannschaft reineweg elendig gewesen sind. Sie hat mich das in ein Brief geschrieben. Und wenn sich ein verheirateten Mann erstmal auf den Rücken legt, denn muß es all slimm sein! Nee, mitn Ehestand hat die Seekrankheit ganz und garnix zu thun! Na, da kommen sie ja — nun helft man ein büschen bei die Packenüllens, Kinder!

Mit den Packenüllen, unter denen unser Freund alles Gepäck verstand, waren wir seit unsrer Geburt vertraut. Wir wußten, daß, wenn Tanten kamen, wir eine Zeitlang vor Hutschachteln, Mänteln und Mützenkörben überhaupt nicht zu sehen waren, und als sich das schwere Boot dröhnend an die Brücke lehnte, während diese in allen Bohlen knarrte, da streckten wir bereits erwartungsvoll die Hände aus, um die bekannten Packenüllen in Empfang zu nehmen.

Zwei schlanke, ältliche Damen wurden von

Niels aus dem Boot gehoben. Sie schwankten noch ein wenig und sahen sehr blaß aus; als wir aber nach Hutschachteln und Tüchern griffen, kamen sie uns zuvor. Wir sollten nichts tragen, sagten sie, das könnte uns schaden; und dann streichelten sie uns und meinten freundlich, wir wären liebe, hübsche Kinder. Unser Erstaunen war groß; es wuchs aber ins Grenzenlose, als die Tanten in der Kutsche durchaus rückwärts sitzen wollten, während sie uns beschworen, doch vorwärts oder im „Fond", wie man damals sagte, zu fahren. Wir thaten es natürlich; schon des Spaßes wegen und um nachher den Gespielen gegenüber prahlen zu können, daß wir Tanten hätten, die rückwärts sitzen wollten, während wir vorwärts führen; unheimlich aber war uns doch dabei zu Mute, und wir wurden still und nachdenklich.

Die Tanten, die uns also bescheiden gegenüber saßen und auch noch Hutschachteln auf dem Schoße hielten, sprachen hin und wieder einige französische Worte mit einander. Wir konnten nicht alles verstehen, aber doch soviel, daß sie uns bien élévés nannten, und mich un peu laid. Erst sahen wir möglichst gleichgiltig vor uns hin; dann stießen wir uns an, und endlich konnten wir uns vor Lachen nicht mehr halten. Es war doch zu komisch, daß wir bien élévés sein sollten! Und als wir merkten, daß uns die Tanten lächelnd anblickten und gar keine Miene machten uns von andern Kindern zu erzählen, die niemals lachten

oder die plötzlich gestorben wären, weil sie in Gegenwart ihrer Verwandten gelacht hätten, da wurden wir sehr zutraulich. Wir eröffneten ein wahres Kreuzfeuer von Fragen auf die unglücklichen Damen, und als wir nach Hause kamen, konnte ich bereits dem Stubenmädchen erzählen, daß Tante Julie fünfzig und Tante Auguste fünfundfünfzig Jahre alt geworden sei, daß jede vier Kleider mitgebracht hatte und daß keine von ihnen verheiratet gewesen sei. Und der Koffer sollte morgen gleich ausgepackt werden. Der Koffer! Der Gedanke, daß wir endlich hinter die Geheimnisse des Koffers kommen sollten, regte uns gewaltig auf, wir sprachen unaufhörlich darüber, was er wohl enthalten möchte, und begriffen garnicht, daß sich die Tanten nicht mehr auf dies Ereignis freuten, und daß Tante Auguste sogar ein trauriges Gesicht machte, als sie, verfolgt von uns, die schmale Bodentreppe hinauf ging. Und nun endlich, endlich, öffnete sich der schwere verstaubte Deckel, ein sonderbarer Moderduft stieg uns entgegen, und wir erblickten einen Haufen sorgfältig zusammengelegter Kleidungsstücke.

Auspacken! riefen Jürgen und ich in einem Atem; aber die beiden, sonst so höflichen und rücksichtsvollen Tanten gehorchten uns nicht sogleich. Sie hockten vor dem gefüllten Koffer und die Thränen stürzten aus ihren Augen. Draußen regnete es, schwere Tropfen glitten wie Thränen über die schrägen Dachfenster; der Wind spielte

mit einigen losen Ziegeln, und manchmal klang es, als ob auch er weinte. Uns ward unheimlich zu Mute, bis Tante Auguste unsre bestürzten Gesichter bemerkte, trotz des grauen Lichtes. Mit bittendem Lächeln sah sie uns an, freundlich über unsre Haare streichend.

Es geht gleich vorüber, sagte sie entschuldigend. Wir haben den Koffer so lange nicht gesehen — er wurde eingepackt, als wir noch dreißig Jahre jünger waren. Nun kommen die Erinnerungen — sie brach ab, um uns noch einmal zu liebkosen. Sie mochte einsehen, daß Kinder weder für Erinnerungen, noch für eine lange Spanne Zeit Verständnis haben.

Tante Julie hatte schon angefangen auszupacken. Zuerst waren es gleichgiltige Gegenstände, die durch unsre Hände gingen: alte Wäsche, feine Strümpfe und sonstige nützliche Dinge, so daß wir aufmerksam Tante Julie zuhören konnten, die uns die Geschichte jedes Kleidungsstückes erzählte. Dies Spitzenjabot hatte ihr Vater bei feierlichen Gelegenheiten getragen. Er war Amtmann gewesen und mußte, nach den Schnallenschuhen zu urteilen, die jetzt ans Tageslicht kamen, auf großem Fuße gelebt haben. Und dann kam ein Ordensband, das dem Großvater der Tanten, einem dänischen General gehört hatte. Früher mochte es noch nicht Mode gewesen sein, die Ordensdekorationen dem Landesherrn wiederzuschicken, ein Kasten, mit verblaßter Seide ge-

füttert, enthielt allerhand Kreuze und Medaillen. Solange wir uns bei dem Unterkostüm des tapfern Generals aufgehalten hatten, waren wir stille Zuhörer der Tanten gewesen; als aber sein oberer Galamensch an das Tageslicht befördert ward, da hätten sie ebenso gut mit den Dachziegeln wie mit uns sprechen können. Kaum daß wir ihre Erlaubnis abwarteten, etwas von den köstlichen Gegenständen anzulegen, dann polterten wir die Bodentreppe hinunter. Jürgen trug einen feuerroten Frack, dessen Zipfel wie eine Schleppe hinter ihm herzogen; ich hatte mir einen Dreimaster aufgesetzt und das Kommandeurkreuz des Danebrogs und eine Degenquaste um den Hals gehängt.

Am Fuße der Treppe standen die ältern Brüder, die auch von dem Koffer gehört hatten, und nach wenigen Sekunden saßen wir weinend vor der Hausthür. Alles, was uns zum „teilen“ geblieben war, war die Degenquaste. Unsre Schätze waren nicht allein in andre Hände übergegangen, man hatte uns auch noch vorgeworfen, daß wir schlechte Schleswig-Holsteiner wären — denn wer trägt heutzutage eine dänische Uniform und einen Orden des Dänenkönigs? Jedenfalls mußte man doch dazu die Erlaubnis der Eltern einholen und vorläufig diese Sachen den ältern Brüdern überlassen!

Wir weinten jedoch nicht lange. Der rote, mottenzerfressne Frack wanderte wieder zu den Tanten zurück, die Orden gleichfalls, und als diese

nachher uns allen etwas schenkten, waren es andre und passendere Gegenstände. Der Koffer enthielt wirklich köstliche Sachen: alte Glassachen, Bücher, Notiztafeln und eine Menge von altmodischen Dingen, die jedem Liebhaber Freude gemacht hätten. Uns Kindern ward allerhand zur Auswahl hingelegt. Ich bekam eine dicke Taschenuhr aus einem Metall, das man Tombak nannte, und Jürgen wählte sich eine schmale, zusammengerollte Stickerei. Es waren verblaßte Rosen und Vergißmeinnicht auf ganz schmalem Stramin gestickt, und die Tanten meinten, er solle sich später ein paar Hosenträger davon machen lassen.

Es war mir aufgefallen, daß Tante Auguste, ehe sie dieses Bündel auf den Tisch legte, wieder etwas geweint hatte. Sie sah lange auf die matten Rosen und strich wehmütig darüber hin. Als sie meine Augen auf sich gerichtet sah, suchte sie sich wieder zu entschuldigen. Es ist nur, weil ich an meine Jugend dachte, sagte sie mit ihrer leisen Stimme. Als ich bei meiner Tante in Apenrade lebte, habe ich diese Rosen gestickt — es sollte ein Besatz für Vorhänge werden, es ist aber niemals fertig geworden! Ich stellte gerade meine Tombakuhr, die die Angewohnheit hatte, nur dann ein Weilchen zu gehen, wenn man sie heftig geschüttelt hatte. Daher hörte ich wenig auf Tante Auguste, sondern mehr auf das schwerfällige Ticken der Uhr.

Jürgen bekam also die gestickten, verblaßten Rosen, und er wollte sich eine prachtvolle Pferde-

keine daraus machen. Später aber paßte ihm die Stickerei nicht mehr, und er tauschte sie bei mir gegen die Uhr um. Inzwischen waren die Tanten wieder abgereist. Die Trennung that uns sehr leid, denn nach unsrer Ansicht gab es keine bessern Wesen als sie. Sie hatten uns niemals Moralvorlesungen gehalten, noch hatten sie sich über unsre Wildheit gewundert. Immer höflich und freundlich, dachten sie von allen Menschen und auch von uns nur Gutes, sie gaben uns ein wundervolles Beispiel von Bescheidenheit und Herzensgüte, so daß wir in Kindergesellschaften, wo wir manchmal unsre Verwandten besprachen, erzählen konnten: Wir haben zwei Tanten, die nehmen immer die kleinsten Stücke bei Tisch und sagen, daß sie mit allem zufrieden wären, eine Behauptung, die von allen Zuhörern schon mit ziemlichem Mißtrauen angehört wurde. Verstiegen wir uns gar zu der Mitteilung, daß uns diese Tanten zuerst aus der Thür gehen ließen und sogar lachten, wenn wir mit lauter Stimme ihr Alter bei Tisch verkündigten, dann erfolgte meistens lauter Widerspruch. Solche Tanten gäbe es überhaupt nicht, sagten die größern Kinder in der Versammlung. Tanten seien immer furchtbar eigen, sowohl mit Essen, als mit ihrem Alter; und da unsre Geschichten den meisten sehr langweilig vorkamen, so wurden sie gewöhnlich mit gleichgiltigem Stillschweigen übergangen. Die andern hatten interessantere Verwandte. Da war ein Onkel,

dessen Haare standen Nachts auf einem Stocke, und ein großer Junge konnte sich einer Tante rühmen, die schon seit Jahren gestorben war und doch noch immer in der Stadt „spökelte,“ weil sie einen Schatz vergraben und die Mitteilung, wo er zu finden sei, versäumt hatte. Nun konnte sie im Grabe nicht zur Ruhe kommen, während sich der Schatz nicht weiter zu beunruhigen schien. Wir Kinder aber saßen zusammengedrängt, mit hochroten Wangen und dachten uns aus, was wir thun würden, wenn wir der Spökeltante begegneten. Und wir, die wir die Koffertanten liebten, bedauerten doch insgeheim, daß sie nicht etwas gethan hatten, was sie in den Augen der Gespielen recht groß und wichtig gemacht hätte. Sie blieben aber, wie sie waren, und erlitten denn auch das Schicksal der besten unsrer Mitmenschen: weil sie so garnicht von sich reden machten, wurden sie endlich vollständig vergessen. Weinend hatten wir die guten Koffertanten übers Wasser gebracht, hatten zärtlichen Abschied genommen und ein treues Andenken versprochen — wo aber blieb dieses Andenken? Es kam neuer Besuch, andere Eindrücke beschäftigten das Kinderherz, und an die fernen Tanten wurde immer weniger gedacht. Zuerst, als die Tombakuhr noch manchmal ging, sprachen wir wohl von Tante Auguste, die sie uns geschenkt hatte. Als aber endlich das Räderwerk ganz versagte und allem Schütteln unzugänglich blieb, da kam die Uhr in eine schwer zu öffnende

Schublade, und ich weiß nicht, wo sie ihr Ende gefunden hat. Aber ich hatte noch meinen Straminstreifen, für den ich nur vorübergehend Neigung gehegt hatte. Vergessen und zusammengewickelt, wie vor dreißig Jahren, lag er unter meinen übrigen Raritäten, bis ihn Jürgen einmal fand und ihn für sein Eigentum erklärte. Dies konnte ich aber doch nicht dulden: es kam zu einem heftigen Streite, der damit endigte, daß ich mit der Stickerei entfloh und im Wohnzimmer des Großvaters begann, sie zu öffnen und auseinanderzuwickeln. Es waren mehrere lange Streifen, die, mit losen Stichen aneinander geheftet, eine große Rolle abgaben. Hübsch erschien mir das Ganze nicht, und während ich darüber nachdachte, ob es wohl der Mühe verlohnte, mich dieser blassen Rosen wegen mit Jürgen zu erzürnen, öffnete sich die Thür des Zimmers. Ein Herr trat herein, offenbar von dem Stubenmädchen hergewiesen. Er trug die dänische Uniform, und ich wußte gleich, daß es wohl ein Offizier von der Aushebungskommission sei, der den Großvater zu sprechen wünsche.

Solche Besuche kamen nicht selten, und ich wühlte mich aus meinen gestickten Streifen heraus, um dem Herrn die Hand zu geben und ihm einen Lehnstuhl anzubieten. Er redete mich gleich deutsch an, etwas, was viele Dänen aus Grundsatz bei Deutschen nicht thaten, und bald stand ich ganz nahe vor dem General und beantwortete ernsthaft seine Fragen. Er hatte gute und kluge Augen;

als er mir von seinen Kindern erzählte, ward ich immer zutraulicher, und wie er mich in gutmütigem Spott fragte, was ich denn mit den gestickten Bändern dort auf dem Fußboden anfangen wollte, holte ich alles und zeigte es ihm.

Aufmerksam und halb in Gedanken betrachtete er die verblaßten Rosen, während ich sie vor ihm ausbreitete. Tante Auguste hat es uns geschenkt! Sie hatte einen Koffer, und der war in Apenrade gewesen vor vielen Jahren. Und diese Stickerei ist auch in Apenrade gemacht, und hier — ich griff nach einem zusammengelegten Blatt Papier, das ganz unten am Ende befestigt schien — ach, hier ist ein Brief, und ich glaube, es ist etwas darin! Plötzlich nahm der General mir das Billet aus der Hand. War er rot geworden, oder kam es mir nur so vor?

Nicht wahr, du schenkst mir dieses Papier? fragte er, und ich nickte gleichgiltig, wenn auch ein wenig erstaunt. Dann trat der Großvater ins Zimmer; der dänische Herr begrüßte ihn höflich, und ich wurde fortgeschickt. —

Viele Jahre waren vergangen, lange schon wehte der Danebrog nicht mehr über dem schleswig-holsteinischen Lande, da besuchte ich einmal die Koffertanten. So nannte ich sie nun allerdings lange nicht mehr; sie aber erinnerten mich an diesen Beinamen, und wir sprachen über alte, längst vergangne Zeiten. Sie waren mit den Jahren nicht schlechter geworden; wenn es wirklich wahr ist, daß

die Menschen halb Engel, halb Teufel sein sollen. dann hatte der Teufel bei diesen alten Damen ein schlechtes Geschäft gemacht. Sie waren in ihrem ganzen Kreise bekannt durch ihre erstaunliche Güte, und während ich jetzt bei ihnen auf dem besten Platze saß und ihnen durchaus das Beste, was sie an Lebensmitteln hatten, wegessen sollte, kam über mich das drückende Gefühl der Beschämung, das den gewöhnlichen Menschen befällt, wenn er nicht mehr mit seinesgleichen, sondern mit Bessern umgeht.

Tante Auguste war sehr taub geworden. Wer ihr aber in die noch immer strahlenden Augen sah, der konnte ahnen, wie schön sie wohl früher gewesen war. Jetzt, nach dem Essen, zog sie mich in eine Ecke.

Ich muß dir noch danken, begann sie mit ihrer leisen Stimme, du hast mir viel Gutes gethan!

Ich mochte wohl sehr erstaunt aussehen; denn sie lächelte, wenn auch voller Wehmut. Dann legte sie ein kleines, beschriebnes Blatt in meine Hand und zeigte auf einen schmalen Reif an ihrer Uhrkette.

Du erkennst beides nicht, und doch hast du beides besessen. Soll ich dir die Geschichte erzählen? Sie ist kurz, aber wenn sie dich langweilt, dann steh auf und geh fort, ich nehme dirs nicht übel. Es ist nun schon lange her und ich kann gut darüber sprechen. Als ich die Jugendjahre bei meiner Tante in Apenrade verlebte, lag das Leben sonnig vor mir. Die Leute waren alle freundlich gegen mich, und die Tante meinte, ich

müßte reich heiraten, das wäre gut für meine Schwestern. Ich hätte es gewiß gern gethan; aber da war ein junger dänischer Leutnant, der gar nichts hatte, als seinen guten Namen. Er kam oft zu uns, und ich vergaß ganz, daß die Tante andre Absichten mit mir hatte. Damals arbeitete ich die Straminstreifen, die du nachher bekommen hast, wie eifrig stickte ich die Rosen hinein, wenn er dabei saß und mir auf die Hände sah! Ach, es war eine schöne Zeit — zu schön, als daß sie lange hätte dauern können. Eines Tages suchte ich meine Stickerei vergebens, und dann kam der Leutnant plötzlich auch nicht mehr zu uns. Die Tante behauptete, ich sei wohl selbst unordentlich mit der Arbeit gewesen; aber ich konnte das Verschwinden doch nicht begreifen. Allerdings dachte ich nicht viel darüber nach; viel schrecklicher war mir der Gedanke, daß der Leutnant nicht wiederkam. Ich wollte nicht nach ihm fragen, und nachher, als ich zufällig erfuhr, daß er versetzt worden sei, hatte ich schon heimlich viele Thränen vergossen. Kein gutes Wort hatte er mir gesagt, und nun war er von mir gegangen!

Tante Auguste schwieg einen Augenblick und seufzte; dann wandte sie sich wieder zu mir. Nicht wahr, die Geschichte ist langweilig? aber nun ist sie auch gleich zu Ende. Zufällig fand die Tante nachher meine Arbeit wieder; ich aber mochte nicht mehr an den Rosen sticken. So wie es war, legte ich das Bündel weg und habe es nie wieder ge-

öffnet. Die Tante starb; einige Jahre brachten wir dann bei deinen Großeltern zu, wo wir den alten Koffer ließen. Du weißt, wie es dann später kam, daß ihr Kinder einiges aus seinem Inhalt erhieltet. Ich dachte nicht mehr an die Rosen. Da erhielt ich eines Tages aus Kopenhagen einen Brief. Gehört hatte ich wohl von dem ehemaligen Leutnant; er war hoch gestiegen, und seine Frau war ein früheres Hoffräulein. Nun schrieb er mir. Es war ein Briefchen von ihm mit einem Ring darin gewesen, den er selbst in die Stickerei geschoben hatte. Ob es die Tante gesehen hatte? Es war gerade um die Zeit, wo ich die ganze Arbeit verlor. Aber die Tante meinte es gut mit mir: sie ist lange, lange tot — ich möchte ihr keinen unfreundlichen Gedanken nachsenden in die Ewigkeit. Sie wußte ja auch nicht, daß mein Lebensglück an dem Manne hing, der nun von mir gegangen war, ohne Abschied, ohne ein Wort, weil er meine Handlungsweise nicht begreifen konnte!

Die alte Dame hatte die Hände gefaltet und sah still vor sich hin. Draußen begannen plötzlich die Kirchenglocken zu läuten und einige Kinder liefen lachend und plaudernd an unserm Fenster vorbei; Tante Auguste hörte von all dem Geräusch gar nichts. Strahlend lächelte sie.

Er hat mich geliebt! sagte sie mit verklärtem Gesicht. Er hat mich doch geliebt! Seitdem ich das weiß, bin ich so glücklich geworden, viel glücklicher als früher. Er schrieb mir so herzlich, bald,

nachdem er seinen kleinen Brief bei dir gefunden hatte, und er bat mich um Verzeihung daß er an mir gezweifelt hatte. Unglücklich war er von mir gegangen, und nun, wo doch viele Jahre zwischen uns und unsrer Jugend lagen, nun mußte er erfahren, daß ich niemals von seiner Liebe gehört hatte. Lange Zeit habe ich nicht an ihn denken mögen; jetzt, wenn ich für mich allein sitze und alles so still um mich ist, dann höre ich eine Stimme in mir, die leise sagt: Er hat mich doch geliebt, und er weiß jetzt, daß ich immer sein geblieben bin. Immer und ewig! Ist das nicht wundervoll? Und diesen Frieden im Alter danke ich einer Kinderhand!

Nun ist die alte Tante schon lange tot, und im Sommer blühen die Rosen auf ihrem Grabe. Blasse Rosen sind es, von zartem, feinem Dufte, blasse Rosen, wie sie so vielen Herzen in diesem Leben genügen müssen.

Tanzstunde

Morgen kommt Herr Weihkopf! erzählte uns Herr Denker, einer unsrer Großkaufleute, und wir nickten bekümmert. Jürgen und ich hatten die Nachricht schon gehört; unsre Gefühle waren aber nicht sehr freudig.

Er bringt auch seine Frau mit, berichtete Herr Denker weiter, indem er zwei Pfund Reis, ein Pfund gebackne Pflaumen, drei Ellen Schirting und fünf Rollen Nähgarn sorgsam zu einem Paket vereinigte. Wie die tanzen kann! Wiegt über zweihundert Pfund und springt wie ein Gummiball! Ich hab sie im Ballet in Sankt Pauli bei Hamburg gesehen; davon hab ich lange geträumt! Bei der könnt ihr noch was lernen! Nun — mehr wollt ihr also heute nicht haben? Sagt eurer Mama, daß ich frische Anchovis hätte, und nächstens kriege ich auch die Proben von den neusten Frühjahrsstoffen! Ganz was feines! Kommen direkt aus

Hamburg! Und nun geht nur noch mal zu den Kaninchen!

Dieser Einladung folgten wir gern. Herr Denkers Kaninchenstall war uns weit verlockender als die Tanzstunde, und bald saßen wir mit einigen Kohlblättern in der Hand vor einer Schar Kaninchen. Wir beneideten Denkers recht um diesen Besitz, denn er verursachte sehr angenehme Überraschungen. Heute hatte sich die zahlreiche Familie plötzlich und unerwartet um zehn bis zwölf Mitglieder vermehrt — ein Ereignis, das die Denkerschen Kinder überall mit lärmender Freude erzählten; morgen wurde dem alten Kaninchenurgroßvater die Unruhe zu viel und er fraß so viele seiner Enkelkinder auf, wie er nur erwischen konnte. Denkers wußten also eigentlich nie ganz sicher, wie viel Kaninchen sie hatten, und dieser schnelle Schicksalswechsel, dieser plötzliche Übergang von lauter Freude zu noch lauterm Leid hatte für uns etwas ungemein anziehendes. Daß auch unser Sehnen auf dem Besitz eines Kaninchenpärchens gerichtet war, ist wohl begreiflich; aber bis jetzt war dieser Wunsch unbefriedigt geblieben, und wir mußten uns mit Denkers Stall begnügen. Vater Denker lud uns auch immer dringend ein; wußte er doch, daß wir ihm Großvaters und der Eltern Kundschaft allmählich zuwandten. Bei ihm konnte man alles bekommen: die schwärzeste Schmierseife und die verlockendsten Früchte des Orients, die feinsten Nähnadeln und die schönsten seidnen Kleider und

Blondenhauben. Auch der Lehrling Denkers war eine von uns viel besprochne Persönlichkeit. Erstens hatte er fast das ganze Jahr erfrorne Finger, ein Leiden, das wir nie hatten und doch sehr gern einmal probirt hätten, weil es Ferien für die Klavierstunden in Aussicht stellte, und dann durfte er von allen guten Sachen, die Denkers Laden so reichlich bot, so viel essen, wie er wollte. Daß er diese Erlaubnis sehr ausnützte, zeigte seine Gesichtsform, die stets etwas verzogen war, was daher kam, daß seine eine Backe immer mit irgend einer Näscherei angefüllt war. Damals war es unsre Zukunftsidee, einen Laden zu haben voller Pflaumen und Bonbons, mit einer Kaninchenzucht als Nebenbeschäftigung, und dieses Ideal wäre uns noch ungetrübter erschienen, hätten nicht Herr Weihkopf und Gemahlin in der Ferne gedroht.

Ich nehme keine Tanzstunden! bemerkte Jürgen, als wir uns endlich von den Kaninchen losgerissen hatten und nach Hause wanderten.

Ich auch nicht! versicherte ich und seufzte sorgenvoll. Wir hatten im Wochenblatte gelesen, daß Herr Weihkopf kinderreichen Eltern ungeahnte Vorteile biete. Vier Kinder kosteten fast nicht mehr als zwei, und es beschlich uns die trübe Ahnung, daß unsre Eltern nicht ungern die Gelegenheit ergreifen würden, uns für ein Billiges dem Tanzlehrer zu überlassen. Die ältern Brüder konnten schon tanzen und sahen mit Freuden der nahenden Auffrischung ihrer Kenntnisse entgegen;

Jürgen und ich aber verstanden uns noch nicht geschickt zu bewegen. Es gab Tanten, die behaupteten, daß die Grazien nicht an unsrer Wiege gesessen hätten, und wir fühlten instinktiv, daß wir allerdings ein würdiges Arbeitsfeld für Weihkopf und Gattin abgeben würden.

Aber wir wollten trotzdem nicht tanzen lernen, Jürgen bekam sogar aus Furcht vor der Stunde moralische Anwandlungen. Er versicherte mir, daß er nicht daran denke, Mitglied des Ballets in Sankt Pauli bei Hamburg zu werden, und daß Papa dies auch gewiß nicht wolle, und ich pflichtete ihm eifrig bei. Nein, so leid es mir für das Balletkorps that: Tänzerin wollte ich auch nicht werden, und deshalb glaubte ich Herrn Weihkopf als Tanzlehrer nicht nötig zu haben.

Es kam aber doch anders. Der Kinder Wille steckte zu damaliger Zeit noch hinter dem Spiegel, wie die ältern Brüder uns oft genug erzählten. Unsre Eltern hatten noch keine modernen Ansichten über Kindererziehung; was sie wünschten, geschah ohne Widerrede, und wenn wir auch freudlos in die Tanzstunde wanderten, so mochten wir doch nicht bitten, daß dieser Kelch an uns vorüberginge. Nur die Brüder wußten, daß wir eigentlich nicht tanzen lernen wollten, und sie benutzten diese Wissenschaft zu allerhand Späßen.

Eigentlich fand ich die Stunden gar nicht so schlimm. Der dicke, schwarzhaarige Herr Weihkopf

hatte uns mit wahrhaft väterlicher Freundlichkeit empfangen, hatte jedem einzelnen Kinde auf den Kopf geklopft und gesagt, er freue sich unsre Bekanntschaft zu machen, wir sähen alle so wohlerzogen aus. Auf manche Kinder unsrer, für großstädtische Begriffe sehr gemischten Gesellschaft paßte zwar diese Bezeichnung durchaus nicht; sie verfehlte aber doch nicht ihren Eindruck, und selbst die unartigsten Jungen wollten nicht für schlecht erzogen gelten. Madama Weihkopf verfolgte dieselbe pädagogische Taktik. Sie war sehr dick, so dick, daß wir ihre unendliche Beweglichkeit kaum begreifen konnten, wenn sie uns mit hochgeschürzten Röcken ihre Entrechats vortanzte, aber sie war stets freundlich und hilfreich. Sie lachte selbst über die ungeschicktesten Kinderfüße nicht und schalt auch nicht, wenn alle ihre Mühe umsonst schien. Gutmütig sprang sie immer wieder im Saale herum, um jede Bewegung zu zeigen: hier band sie einem Mädchen die Haare fest, die bei der Bewegung losgegangen waren; dort knüpfte sie einem Jungen das Halstuch — kurz, sie hielt auf Ordnung nicht allein an den Füßen, sondern an der ganzen Erscheinung. Und ihre Art und Weise machte selbst die schweren fünf Positionen leichter und erhöhte den Mut, sich langsam und schwerfällig im Kreise zu drehen. Nein, so schlimm, wie ich gedacht hatte, war es doch nicht; sah ich auch mit einer gewissen Hoffnungslosigkeit auf Madames dicke und so über-

aus gelenkige Beine, so mühte ich mich doch im Schweiße meines Angesichts, eine halbwegs anständige Polka zu stande zu bringen.

Füßchen auswärts, tralala! sang Herr Weihkopf, während er sich mit seiner Violine im Kreise drehte und überallhin seine Blicke streifen ließ.

Paris ist nicht an einem Tage erbaut worden! tröstete Madame unterdessen Jürgen, der widerspenstig mit einem Mädchen tanzte, das er nicht leiden konnte.

Sie meinen wohl Rom? fragte mein Bruder, dessen trübseliges Gesicht sich ein wenig bei dem Gedanken aufheiterte, doch etwas besser zu wissen, als die Tanzmeisterin.

Sie lachte gutmütig. Rom oder Paris, sagte sie, das sei einerlei; es hätte gewiß mit beiden Städten gleich lange gedauert, bis sie groß und berühmt geworden wären. In Paris hätte sie tanzen gelernt, aber in Rom solle gar kein ordentliches Ballet sein. Dann sprang sie unermüdet weiter.

Wir mußten viel, erschrecklich viel lernen. Nicht allein uns langsam und schneller im Kreise zu drehen, sondern auch das Hereinkommen, das Fortgehen, ja selbst das Sitzen mußte gelernt werden. Wer nicht vorzog, mit eingedrückten Knieen, den rechten Fuß in der ersten Position, die Arme anmutig zusammengelegt, an der Wand zu stehen, der mußte kerzengerade auf einem Stuhle

sitzen, die linke Hand aufs linke Knie und die rechte aufs Herz legen. Dazu sollten wir ungezwungen freundlich aussehen und uns mit einander unterhalten. Die Unterhaltung litt allerdings häufig an grabesstillen Pausen, und nur die Söhne des Herrn Denker erzählten von ihren Kaninchen, oder davon, daß ihr Vater Herrn und Madame Weihkopf in ganz engen, fleischfarbnen Hosen in Sankt Pauli bei Hamburg habe tanzen sehen. Wir glaubten diese Geschichte nicht recht, nur auf Jürgen machte sie einigen Eindruck. Noch immer hatte er keine Lust zum Tanzen, und als er hörte, daß man im Ballet meistens in einem Kostüm tanze, das man in unsrer Stadt nicht auf der Straße zeigen könne, schwand seine Achtung vor dem Tanzlehrer immer mehr. Als dieser ihm einmal mit dem Violinbogen über die ungeberdigen Beine fuhr, verschwand unser Bruder stillschweigend aus dem Saale, um fürs erste nicht wiederzukommen. An sehr gute Behandlung bei allen Lehrern gewöhnt, konnte er es nicht begreifen, daß ihn ein Ballettänzer schlagen durfte, und er wußte unserm Vater seine Abneigung gegen alles Tanzen so begreiflich darzustellen, daß dieser ihm erlaubte, aus den Stunden wegzubleiben. Wir andern tanzten aber munter weiter: Walzer, Esmeraldas, Françaisen; immer lustiger wurde es, und als das Ehepaar Weihkopf lange genug mit uns gehüpft und gesungen hatte, durften wir unsre Künste der

Öffentlichkeit zeigen. Die „verehrungswürdigen Eltern und sonstigen Angehörigen" wurden eingeladen, unsern „Abtanzball" mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen, und in jedem Hause begann sich einige Aufregung einzustellen. In der Stadt entstand große Nachfrage nach weißbaumwollnen Glaceehandschuhen, wie wir diesen zum erstenmal geforderten Ballartikel nannten, die besten Stiefel wurden neu besohlt, und der Bedarf an Makassaröl und Eau de Lavande ging ins Großartige. Um vier Uhr nachmittags sollte das Fest beginnen; aber schon viele Stunden vorher verlangten wir in unsern Ballstaat gesteckt zu werden und wiesen Speis und Trank mit Entrüstung zurück. Auch Jürgen ging mit. Er fand es doch angemessen, sich zu den „verehrungswürdigen Angehörigen" zu rechnen und nahm mit Selbstgefühl diese Stellung ein, obgleich er behauptete, nicht tanzen zu wollen.

Als wir den Saal betraten, war er köstlich mit Tannenreisern und Papierblumen geschmückt, während an den Wänden die vornehmsten Leute aus Stadt und Land saßen. Alle Beamten waren mit ihren Familien erschienen, auch die Hofbesitzer, und unsre durch Pracht unverwöhnten Augen wurden fast geblendet von alle den schwarzseidnen Kleidern und den gelblichweißen Blondenhauben.

Herr und Madame Weihkopf standen in der Thür, jeden Gast aufs leutseligste begrüßend. Beide

waren im Gesellschaftsanzug und sahen äußerst fein und würdig aus. Endlich stellte sich der Tanzlehrer feierlich in die Mitte des Saals, hob den Arm, und nun begann die Stadtmusik ihren Eingangsmarsch zu spielen. Es war derselbe, mit dem die Honoratioren begraben wurden, und er kam uns so angenehm bekannt vor, daß die Polonaise sehr schön ging. Auch die Zuschauer summten ihn leise mit, denn es geht nichts über eine wohlvertraute Melodie, und nun schlugen die Wogen des Festes über uns zusammen. Noch nie hatten wir nach der Stadtmusik getanzt, noch nie war uns von dienstbaren Geistern Glühwein, Limonade und Butterbrot so freundlich angeboten worden, noch niemals waren wir uns so glücklich und vergnügt vorgekommen! Es waren herrliche Stunden, und daß Jürgen in einer Ecke ganz für sich allein tanzte, wunderte uns keinen Augenblick, obgleich er es heutiges Tags noch ableugnet. Schon drängte sich manches erwachsene Paar in unsre Reihen, schon fühlte man eine sonderbare Schwere in den Augen, die man vor besorgten Angehörigen mit Entschiedenheit ableugnete, da ertönte plötzlich eine schmetternde Fanfare. Alles hielt mit Tanzen ein und drängte sich auf die Seite, um alsbald atemlos die Augen so weit wie möglich aufzureißen.

In den Saal flatterte etwas Buntes, Leichtbeschwingtes: Madame Weihkopf in rosenrote Wolken gekleidet, holdselig nach allen Seiten

grüßend, während ihr Gatte, von Atlas und Gold strahlend, ihr in kühnen Sätzen folgte.

Und nun kam etwas Unvergeßliches. Diese beiden, die aussahen, als wären sie unmittelbar aus einer bessern Welt auf unsre arme Erde geflogen, sie tanzten uns etwas vor! Tanzen war es eigentlich nicht zu nennen, dieses Neigen und Beugen, dieses Schweben und Zittern. Wir waren auf die Stühle geklettert, auf denen eigentlich die Honoratiorendamen sitzen sollten; ob wir uns auf irgend eine heilige Blondenhaube setzten, war uns ganz einerlei. Alle Müdigkeit war wie weggeblasen, und wir hatten nur noch so viel Besinnung, daß wir mit den Erwachsenen in die Hände klatschen und da capo rufen konnten, wenn sich Madame Weihkopf minutenlang auf einem Beine langsam herumgedreht hatte, daß andre so weit von sich streckend, daß wir dachten, es gehöre ihr gar nicht mehr!

Das Fest war viel zu früh zu Ende, und als wir über das holprige Straßenpflaster nach Hause gingen, konnten wir uns gar nicht darein finden, daß wir wieder in unsrer dunkeln, kleinen Stadt und nicht im Himmel bei Herrn und Madame Weihkopf waren.

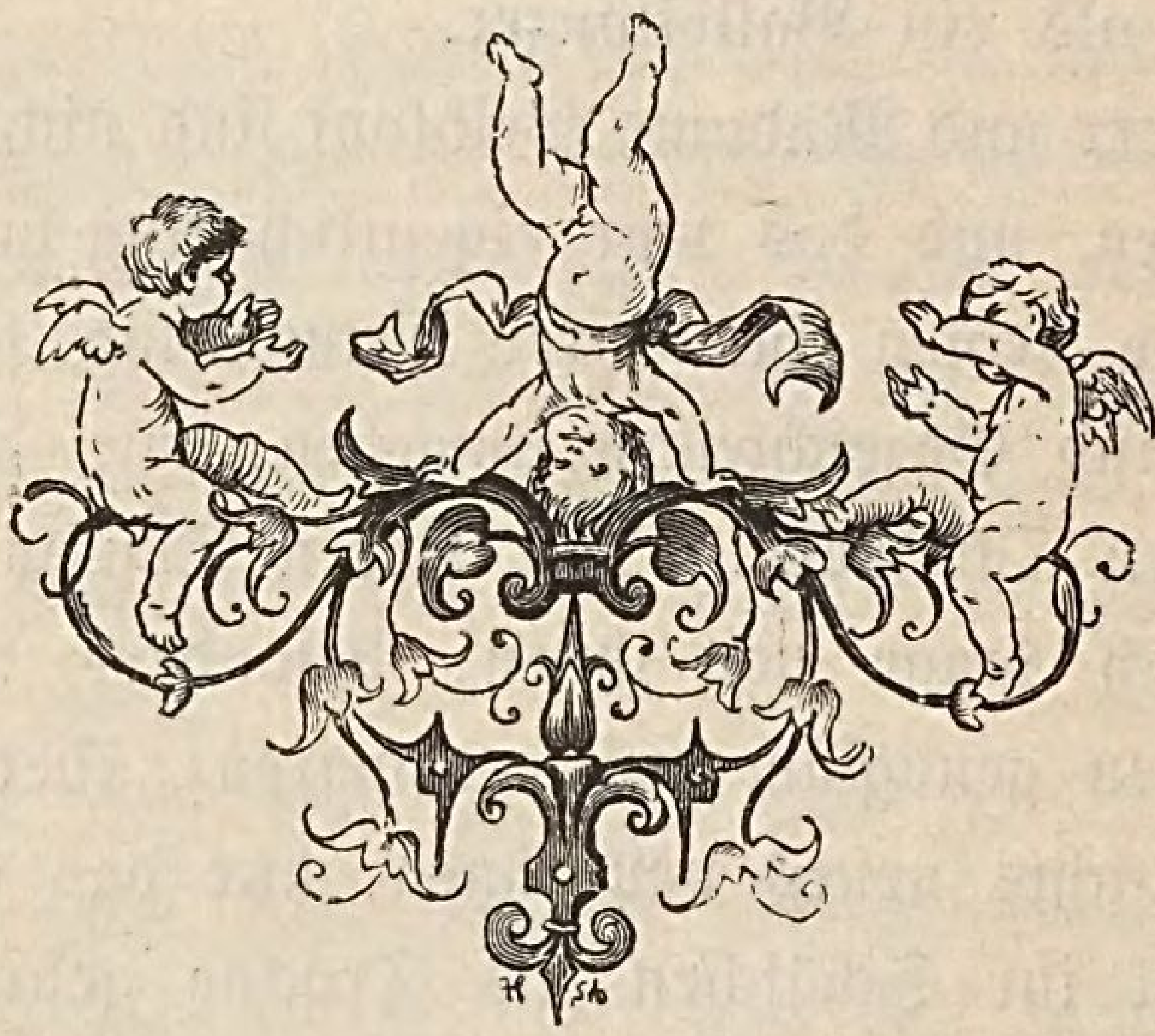
Das war also das Ballet — o! gab es in der Welt überhaupt etwas Schönres als das Ballet? Wenn ich groß war, das stand bei mir fest, wollte ich doch versuchen, ins Ballet von

Sankt Pauli bei Hamburg zu kommen, und Jürgen meinte auch, daß wir beide das Tanzen wohl noch lernen würden, wenn wir uns nur ordentliche Mühe gäben. Aber er war meistens etwas wankelmütig in seinen Entschlüssen. Nach wenigen Wochen kam eine Frau mit einem dunkeln Vollbart in unsre Stadt, die sich für sechs Bankschillinge Eintrittsgeld sehen ließ, und von der uns der Junge an der Kasse die vertrauliche Mitteilung machte, dieses Wunder der Natur sei nicht seine Mama, sondern sein Papa. Da meinte Jürgen, es sei doch gewiß noch leichter, eine bärtige Frau zu werden als ein Balletttänzer.

Herr und Madame Weihkopf sind nicht wiedergekommen, und das war eigentlich klug von ihnen, denn sie lebten in unsrer Erinnerung fort, von Tüll- und Gazeschleiern umgeben, wie die Engel auf alten Ölbildern. Mit Herrn Denker sprachen wir noch lange von ihnen, besonders wenn die Kaninchen genugsam erörtert waren; aber auch er wußte nichts neues von ihnen, nur das eine, daß sie wohl ihr Schäfchen ins Trockne gebracht und kaum mehr nötig hätten, Tanzstunde zu geben. Dabei seufzte er wehmütig, was wohl bedeuten sollte, daß sein Schäfchen noch nicht so weit sei. Aber er lud uns doch einmal ein, bei ihm Kaninchenbraten zu essen, eine Aufforderung, die wir zu unsrer großen Trauer ablehnen mußten.

Wiedergefunden habe ich aber Herrn und

Madame Weihkopf doch, und zwar in der Zeitung. Kurz nach einander sind sie in vorgerücktem Alter gestorben und hoffentlich dorthin gelangt, woher sie nach unsrer Ansicht gekommen waren, nämlich in den Himmel. Vielleicht tanzen sie jetzt dort den kleinen Engeln etwas vor und solchen Leuten, die von der Erde nicht gar zu blasirt gekommen sind. Da droben giebt es gewiß noch altmodische lustige Kinder, die Spaß an solchen Sachen finden. Auf der Erde werden sie immer seltner.



Poltern

An einer Ecke unsers Gartens war ein wüster Fleck. Dahin brachten die Mädchen alles, was ihnen „ganz von selbst“ unter den Händen entzwei gegangen war: Wasch- und Kochgeschirr, Tassen, Teller und Flaschen. Man sollte nun denken, daß diese Ecke bald übervoll gewesen wäre, denn was wird nicht im Laufe eines Jahres in einem großen Haushalte alles zerschlagen! Aber das war nie der Fall. Im Gegenteil: die Ecke war meistens leer, ja es konnte sogar vorkommen, daß unsre Mutter nach einem Krug, einem Steintopf suchte, den sie vor einigen Stunden noch anscheinend lebensfrisch in der Küche gesehen hatte, und der jetzt wie vom Erdboden verschwunden war.

Er war doch noch ganz heil, seufzte Mutter, und die Köchin zuckte die Achseln.

Heinrich sagte, er hätte einen Riß und ginge allernächstens doch kaput! Da hat er ihn lieber zum Poltern mitgenommen.

Poltern! Es gab kein schöneres Vergnügen. Irgend ein Paar wollte sich morgen in den Stand der heiligen Ehe begeben, da wurde heute abend vor dem Hause gepoltert, und zwar in des Wortes verwegenster Bedeutung. Alles, was von Thon, Porzellan und Glas war, wurde an oder vor die Hausthür der glücklichen Braut geworfen, und wer die Sache als Kenner betrieb, der füllte die Flaschen und Töpfe mit Wasser, weil sie dann noch einmal so viel Spektakel machten. Dazu mußten sie aber noch wasserdicht sein, und deshalb suchte Mutter in ziemlich erregter Stimmung nach ihrem Kruge, der nach ihrer Ansicht noch zehn Jahre hätte leben können.

Der Meister im Poltern war Heinrich, einer der ältern Brüder. Er wußte von jedem Polterabend in der ganzen Stadt, und überall beteiligte er sich mit entsetzlichem Geklirr. Es giebt aber stets Menschen, die ein bischen Spektakel nicht vertragen können, und deshalb hatte unser guter Bürgermeister nicht allein das Poltern verboten, sondern — und das war wirklich häßlich — auch den Polizeidiener Weber beauftragt, jeden Polterer einzufangen und in den Bürgergewahrsam zu stecken. Ins Loch! nannten wirs, und mit gemischten Gefühlen dachten wir darüber nach, ob es wohl angenehm sein würde, unser junges Leben im Loch zu verbringen. Wir waren nämlich nicht ganz sicher, wie lange die Strafe der Einschließung dauerte. Einige unsrer Spielgefährten meinten,

mehr als zehn Jahre Gefängnis bekäme man nicht fürs Poltern. Andre hatten gehört, wer einmal im Loch säße, käme auch so bald nicht wieder heraus; man könnte vergessen werden im Gefängnis, und wen man jung hineingeworfen hätte, der käme manchmal erst auf Krücken wieder ans Tageslicht. Das waren nun eigentlich keine verlockenden Aussichten; dennoch polterten wir ruhig weiter und stoben wild auseinander, wenn es hieß: Weber kommt! Aber während wir das Schelten des Polizisten Weber in der Ferne hörten und eilig eine dunkle Seitengasse hinabflogen, dachten wir doch auch wieder mit einem Gefühl der Beruhigung daran, daß wir unser Gefängnis jedenfalls schon kannten, und daß wir uns also nicht in unbekannte Schrecken begeben würden, wenn uns Weber wirklich einfinge.

An des Bürgermeisters Geburtstag spielten wir nämlich mit seinen Jungen Versteckens im Gefängnis. Die Dienstwohnung des städtischen Oberhauptes befand sich, ebenso wie die Gefangnenzellen, im Rathause, das noch heute mitten auf dem Marktplatze der kleinen Stadt steht. Es war ein windschiefer großer Kasten aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, der zugleich zur Behausung des obersten städtischen Beamten, wie zur Aufbewahrung der Feuereimer und Feuerleitern diente. In den obern Räumen tagte der Magistrat; unten und auf einem unheimlichen Boden befand sich eine Reihe von kleinen Gefangnenzellen.

Die untern waren uns die liebsten, wenn sie sich auch nicht gerade durch kostbare Einrichtung auszeichneten. Ein mit Stroh angefüllter Kasten bildete das Lager, und ein großer Haken diente zum Aufhängen der Kleidungsstücke. Da sich kein Stuhl in der engen Zelle befand, mußte der Gefangne eigentlich immer auf dem Strohbett liegen, wenn er es nicht vorzog, zu stehn und aus dem kleinen vergitterten, scheibenlosen Fenster auf den Marktplatz zu blicken. Wenn wir also mit des Bürgermeisters Söhnen durch diese geheimnisvollen Räume huschten, dann stellte sich wohl einer von uns an das kleine Gitterfenster, schrie laut und jämmerlich und zog dadurch eine Menge Mütter mit kleinen Kindern an die Gefängnisseite des Rathauses, die, mit starren Augen zu uns hinaufblickend, sich natürlich dachten, der Bürgermeister mache sich die besondre Geburtstagsfreude, eigenhändig einen Gefangnen abzustechen. Unsre Gesichter waren durch die winzigen Fenster nicht zu erkennen, zum Überfluß hingen auch noch die Feuerleitern davor, und wir erreichten es mehr als einmal, daß etwa dreißig bis vierzig Menschen vor der einen Zelle standen, die angstvoll und doch mit dem festen Vorsatz, sich auch das schrecklichste Schauspiel nicht entgehen zu lassen, unserm Schreien lauschten, bis Lauritzen, der zweite städtische Polizeidiener, um die Ecke des Rathauses blickte. Dann wurden wir natürlich still, und da er als Däne die wehleidigen Erklärungen der versammelten Frauen und Kinder

nicht verstehen konnte, so blieben unsre wilden Seufzer vielen ein ungelöstes Rätsel. Manchmal war übrigens doch eine der Zellen besetzt und mit einem großen Vorlegeschloß verschlossen. Nach langer, flüsternder Beratung fragten wir dann durch die Thür den Gefangnen nach seinem Namen, und wie viele Menschen er umgebracht hätte, doch kann ich mich keiner sehr befriedigenden Antwort entsinnen. Nur einmal — aber das ist eine Geschichte für sich. Hin und wieder sahen wir auch vom Marktplatz aus ein Gesicht gegen die Eisengitter gedrückt; zur Unterhaltung waren die Gefangnen aber selten geneigt, und weil sie so still und verdrießlich schienen, nahmen wir wohl mit Recht an, daß der Aufenthalt in der Zelle nicht besonders erfreulich sein könnte. Und doch polterten wir weiter, und die Bürgermeisterjungen waren noch viel unartiger als wir, wie alle Leute sagten, ein Urteil, das uns mit Rührung über unsre eigne Vortrefflichkeit erfüllte, uns aber, ich muß es leider bekennen, nicht auf den Pfad der Tugend leitete, sondern uns das Gefühl gab, wir hätten, wie die katholischen Heiligen, einen Überschuß guter Thaten im Himmel stehn, von denen wir nach Belieben verbrauchen könnten.

Da erschien plötzlich im Wochenblatt, das jeden Sonnabend herauskam, und das seinem Titel nach versprach, für Intelligenz und Unterhaltung zu sorgen, ein Edikt des Bürgermeisters. Ob es sich an die Intelligenz der Bürger wandte, weiß ich

nicht; es schädigte aber unsre Unterhaltung, da es das Poltern mit strengen Worten ein für allemal verbot. Wahrscheinlich war etwas Gesetzwidriges an irgend einem Polterabend geschehen, etwas, woran wir nicht beteiligt waren, und wofür wir nun büßen mußten. Und wieder drohte der Bürgermeister mit dem Gefängnis allen denen, die beim Poltern vom Polizeidiener Weber ergriffen werden würden, mit dem Zusatze, daß diese Gefängnisstrafe verschärft sei. Verschärft! Es gruselte uns doch leise, und wir dachten voller Abneigung an den holsteinischen Kollegen Lauritzens, an den Polizeidiener Weber. Der war sehr viel unfreundlicher als der Däne, er war groß und stark, konnte schnell laufen und hatte so große rote Hände, daß der Gedanke, von ihnen gepackt zu werden, selbst den größern Brüdern nicht erfreulich erschien. Wir hatten schon öfter gesehen, wie er ein paar arme Sünder vor sich hergestoßen und in seiner derben holsteinischen Sprache ausgescholten hatte; vielleicht schleppte er uns nun auch bald davon! Und dabei war die Gartenecke herrlich voll, nicht bloß von Scherben, sondern auch von unversehrtem Geschirr. Im Hinblick auf ein bevorstehendes großes Hochzeitsfest hatte Heinrich schon lange gesammelt und sich von verschiednen Freunden und Freundinnen leere Weinflaschen, Buttertöpfe und andre Herrlichkeiten schenken lassen. Besonders stolz war er auf eine Suppenterrine. Er hatte sie auf einem gelegentlich unternommenen Raubzuge im Hause

der Großeltern mitgenommen und lächelte vergnügt, als wir schließlich keinen Schaden an ihr entdecken konnten. Der Deckel hatte einen Riß, erklärte er, und Großvater mag nichts Kaputtes leiden! Obgleich wir diese Abneigung unsers kurzsichtigen Großvaters noch niemals bemerkt hatten, war uns Heinrichs Grund doch sehr einleuchtend. Was aber nützten uns alle Suppenterrinen der ganzen Stadt, wenn uns Polizeidiener Weber als strafender Engel der Gerechtigkeit das Vergnügen verdarb, den Brautleuten unsre Teilnahme zu bezeugen? Denn man glaube nur nicht etwa, daß das Poltern im Publikum unbeliebt gewesen wäre: im Gegenteil, die meisten Bräute faßten es als eine Unhöflichkeit auf, wenn an ihrem Polterabend kein Lärm vor dem Hause entstand, und die Aufforderung: Nicht wahr, ihr poltert doch bei mir? war so oft an uns gerichtet worden, daß wir uns einer Nachlässigkeit schuldig zu machen glaubten, wenn wir einem Polterabend fern blieben. Besonders die wohlhabenden Leute, denen eine zerschlagene Hausthür keinen Kummer bereitete, luden uns geradezu zum Poltern ein, wenn sie auch der Obrigkeit gegenüber diese Einladung nicht eingestehen wollten. Bei dieser großen Hochzeit nun, die in der Stadt bei dem wohlhabenden Landwirt Hermenstein stattfand, mußte unbedingt gepoltert werden, trotz des Verbots und trotz des Polizeidieners. Heinrich war Hausfreund bei Hermensteins. Zu jedem Schweineschlachten wurde er

feierlich eingeladen; neulich hatte er sogar den Schwanz eines der Schlachtopfer halten dürfen, ein Vertrauensamt, um das er nicht wenig beneidet wurde. Und nun sollte er sich am Polterabend Fräulein Hermensteins teilnahmslos verhalten, er, der beste Polterer der Stadt? Es ging nicht, wirklich nicht, wir Jüngern sahen das nur zu deutlich ein, und wir sahen uns auch schon in der düstersten Zelle des Rathauses, zu verschärfter, d. h. lebenslänglicher Kerkerhaft verurteilt.

Wir Kleinen konnten wohl auch wie der Wind laufen; doch gegen Bruder Heinrich waren wir ungeschickte Tölpel. Mit einem merkwürdig gewandten Körper begabt, verstand er es, mit indianerartiger Geschicklichkeit zu verschwinden. Andre Jungen machen Lärm, wenn sie laufen und klettern; er glitt unhörbar über eine Mauer oder schnellte sich, wie von Federn getragen, so außer Schußweite, daß es keinem Menschen einfiel, ihn zu verfolgen. Deshalb wußten wir auch genau, daß Polizeidiener Weber trotz seiner langen Beine Heinrich niemals einfangen würde. Wenn jemand erwischt wurde, so waren wir es, dies wußten wir sehr wohl; dennoch fiel es uns keinen Augenblick ein, diese Gelegenheit, unsern Mut zu beweisen, unbenutzt vorübergehen zu lassen. Heinrich konnte uns auch gar nicht entbehren, denn wir trugen die meisten Wurfgeschosse und mußten sie ihm nachher zulangen. Kam doch auf sichres Zielen und einen geschickten Wurf sehr viel an. Gerade vor die

Hausthür, vielleicht auch an sie selbst, sollten die Scherben fliegen, niemals an die Fenster. Heinrich würde wegen solcher Ungeschicklichkeit sich selbst verachtet und vielleicht niemals wieder gepoltert haben. Deshalb begnügten wir Kleinen uns auch stets mit leeren Tintenflaschen und andern leicht zu werfenden Sachen, die auch ihr Spektakelchen machten und doch wenig Unheil anrichten konnten.

Fräulein Hermensteins Hochzeit war Ende Oktober. Diese Jahreszeit hatte, der dunkeln Abende wegen, ihr Angenehmes. Straßenbeleuchtung kannte unser Städtchen natürlich noch nicht, und es war zu hoffen, daß uns Weber gar nicht sehen würde. In diesem Sinne äußerte ich mich gegen Jürgen, der mir achselzuckend erwiderte, daß die dunkeln Abende für den Polterabend allerdings sehr vorteilhaft wären, für das Gefängnis aber nicht.

Wie so? fragte ich mit einem Gefühl banger Ahnung. Jürgen versuchte ein gleichgiltiges Gesicht zu machen. Man kriegt gar kein Licht im Gefängnis!

Gar kein Licht! Muß man immer in Dunkeln sitzen?

Jürgen nickte finster, und ich wurde sehr nachdenklich. Jürgen, fragte ich besorgt, wir dürfen doch Weihnachtsabend nach Hause gehn? Das wird Weber doch erlauben?

Jürgen schüttelte den Kopf. Wer gefangen ist, ist gefangen!

Aber unser Weihnachtsbaum, Jürgen, und die Geschenke, und das Kuchenbacken?

Jürgen putzte sich lange die Nase, dann erzählte er mir, indem er mühsam versuchte, seiner Stimme Festigkeit zu geben, eine Geschichte, die er gerade gelesen, und die unser Freund, Franz Hoffmann, geschrieben hatte. Der Held war ein edler, unbeschreiblich edler Knabe, der von seinen Feinden ins Gefängnis geworfen worden war. Er saß auf einem Strohbündel und wurde aus einem Knaben ein Mann, aus dem Mann ein Greis, und niemand kümmerte sich um ihn. Aber er blieb immer gut und freundlich, und weil er stets auf einem Flecke saß, wuchs sein Bart auf die Erde und von der Erde, wie Epheu, an der Wand des Gefängnisses entlang. Und als er über hundert Jahre so gesessen hatte, und seine holde Freundlichkeit stets dieselbe blieb, da öffnete sich endlich die Thür seines Kerkers, und die Befreier kamen: er sollte König eines reichen Landes werden. Er aber sagte — ja was der edle Greis sagte, habe ich niemals erfahren. Ich weinte schon längst Ströme von Thränen, und Jürgen, der mich zuerst verächtlich angelächelt hatte, schluchzte ebenso laut wie ich.

Am Polterabend Fräulein Hermensteins standen wir rechtzeitig auf unserm Posten. Nicht weit von dem großen, hell erleuchteten Hause war ein Neubau mit einem Gerüst. Dahin hatten wir alle unsre „Pottscharben“ gebracht, da war auch eine große Gießkanne mit Wasser, aus der die noch Wasser haltenden Gläser und Töpfe gefüllt wurden. Zuerst begann eine kleine Plänkelei: Tassen, Gläser

und einige Flaschen wurden gewissermaßen versuchsweise geworfen, aber es war nichts Ordentliches. Wegen solcher Kleinigkeit setzte sich Polizeidiener Weber nicht in Bewegung. Einem Gerüchte nach sollte er in einer dunkeln Ecke des Festhauses stehen, aber wir sahen ihn nicht; und auch Heinrich war noch nicht erschienen, obgleich er uns gebeten hatte, rechtzeitig auf dem Platze zu sein. Wir warteten noch eine Zeit lang — endlich stand der große Bruder vor uns, und nun ging der eigentliche Spaß los. Atemlos vor Aufregung reichten wir Heinrich Töpfe, Gläser und Krüge, alle mit Wasser gefüllt: prasselnd fielen sie immer auf denselben Fleck nieder und machten einen wahrhaft höllischen Lärm. An den hell erleuchteten Fenstern des Brauthauses zeigten sich Gestalten: man war entschieden erbaut von dieser Huldigung. Aber auch die rächende Gerechtigkeit nahte sich. Es hatte sich eine größere Volksmenge angesammelt, und wahrscheinlich fielen einige spöttische Bemerkungen über Webers Leistungsfähigkeit; denn plötzlich hörte man sein lautes Schelten auf dem Platz, und die blanken Knöpfe seiner Uniform blinkten so unheimlich nahe bei uns, daß es meiner ganzen Selbstbeherrschung bedurfte, unser schönstes Polterstück, Großvaters Terrine, nicht fallen zu lassen. Heinrich hatte sie bis zuletzt verwahrt, und auch jetzt, wo die Gefahr in nächster Nähe war, schien er sich nicht von ihr trennen zu können. Er schob mich vor sich her und warf einen Wasser-

krug so nahe an Webers Kopf vorbei, daß dieser zurücktaumelte und erst nach einigen Sekunden mit wilden Flüchen nach dem Neubau stürzte. Aber dort waren wir nicht mehr. Vom Dunkel begünstigt standen wir jetzt hart vor Hermensteins weit geöffneter Thür. Wir konnten in den hell erleuchteten Hausflur sehen, wo viele Mädchen herumhantirten, und wo Berge von Butterbrot und Kuchen und lange Reihen dampfender Punschgläser standen. Ein Mädchen mit leeren Gläsern kam aus den Zimmern, um gleich wieder gefüllte fortzutragen, und aus den Fenstern tönte Musik und Lachen. Ich sah und hörte freilich von alledem nicht viel; meine beiden Arme hielten die bis zum Rande mit Wasser gefüllte Terrine umklammert, und ich hatte Mühe, mich mitten in dem Gedränge aufrecht zu halten. Und nun — das Blut stockte mir in den Adern — kam Weber wieder. Er fluchte sehr laut und ging sehr langsam. Er wird dich sehen, dachte ich; dann giebt es lebenslängliches Gefängnis, keine Weihnachten und einen langen Bart! Aber Weber sah uns nicht. Er stand in der Hausthür, und seine rote Nase bog sich wohlgefällig herunter zu einem Glase mit rotem Inhalt. Wie in halber Zerstreuung streckte er die Hand aus nach der Wange eines drallen Mädchens — da fliegt ihm die Terrine klatschend vor die Füße, daß er wild in die Luft springt und sein Punschglas fallen läßt. Ich sehe und höre nichts mehr; ich laufe nur, weiter und immer weiter, bis

Heinrich, der mich an der Hand gefaßt hat, mir zuruft, ich solle doch kein „Bangbüx“ sein. Er war gar nicht stark gelaufen, und jetzt blieb er stehen und lachte.

Das Wasser sprang ihm bis in seinen Punsch! rief er. Na, und umziehen muß er sich auch!

Weshalb hat er uns denn nicht gefangen? fragte ich noch halb erschreckt.

Er kann ja nicht laufen! Hast dus denn nicht gesehen, daß er hinkt? Kein Mensch sollte es wissen, aber sein Junge, der Krischan, sagte heute so was in der Schule davon, daß sein Vater krank wäre; er wollte aber nicht verraten, was ihm fehlte. Heute nachmittag kaufte ich ihm für einen Bankschilling Lakritzen, da sagte er, sein Vater hätte ein dickes Knie, und als ich ihm noch mein Butterbrot schenkte, kam die Wahrheit an den Tag. Weber hat eine Schweinsbeule am Knie und Grützverband darauf, da soll ers wohl lassen, uns einzufangen. So haben Hermensteins doch einen anständigen Polterabend bekommen! setzte er stolz hinzu.

Am andern Tage war die große Hochzeit, an der vierundzwanzig Stunden gegessen und getrunken wurde. „Zufällig“ standen wir vor dem Hause und sahen in die Fenster. Da rief uns der alte Hermenstein herein. Wir bekamen so viel Gutes aufgetischt, daß wir es gar nicht bewältigen konnten, wir mußten uns auch noch die Taschen vollstecken. Vor allem aber war Heinrich der Held des Tags. Keiner sagte weshalb, aber alle klopften ihm auf

die Schulter und meinten, aus ihm würde noch einmal etwas Ordentliches werden. Und der alte Herr Hermenstein konnte sich gar nicht beruhigen, so viel mußte er lachen und unserm Heinrich zunicken und zutrinken, bis es diesem ungemütlich wurde und er uns ein Zeichen gab, daß wir fortgehn wollten.

Habt ihr noch Kuchen? fragte er, als wir auf der Straße standen.

Wir hatten Hände und Taschen voll, und er nahm von jedem von uns einen Teil. Das ist für Polizeidiener Weber! sagte er. Sein Bein ist immer noch nicht besser, und es soll ihm arg weh thun. Ich leg es ihm gleich ins Fenster!

So geschah es denn auch, und ich glaube, diese süße Spende hat den guten Weber getröstet über die klägliche Rolle, die er am Polterabend gespielt hatte. Jürgen und ich waren aber auch zufrieden, denn ins Gefängnis sind wir nicht gekommen.

Das Erlebnis des Stuhl-wagens

Früher hatten wir uns eigentlich nicht allzuviel aus dem Stuhlwagen gemacht, der in Großvaters Scheune auf dem Platze stand, wo es immer zuerst durchregnete. Das Korbgestell mit den drei angeschnallten Stühlen darauf war nämlich recht alt und schadhaft, und obgleich wir nicht viel auf Äußeres gaben, so mochten wir doch nicht mit einem Gefährt durch die Straßen fahren, das an allen Ecken Löcher hatte. Nur eine lobenswerte Eigenschaft hatte der alte Wagen: seine Stühle waren, wie gesagt, mit losen Gurten an dem Kastengestell befestigt, und wenn die Pferde etwas anzogen und man sich vielleicht gerade behaglich anlehnte, dann konnten die Stühle urplötzlich umkippen, derart, daß man mit dem Rücken im Wagenkasten lag und die Beine in die Luft streckte. Jedermann wird begreifen, daß diese Art der Beförderung ihr Anziehendes hatte, besonders wenn dieser kleine Unfall nicht gerade uns, sondern jemand anders traf, z. B. einen Besuch, dem wir

dann mit allen Ausdrücken aufrichtigen Bedauerns wieder auf die Beine halfen. Im ganzen aber wurde der Stuhlwagen wenig und dann nur bei schmutzigem Wetter benutzt: Leute von Rang und Stand und mit den ihrer Würde entsprechenden steifen Beinen konnten nicht den eisernen Wagentritt, der vier weit auseinanderliegende Sprossen hatte, hinaufklettern, und auch Franz und Hermann war der Wagen nicht angenehm; uns kam es wenigstens immer so vor, als ob sie ganz besonders langsam trabten, wenn sie ihn ziehen sollten. Franz und Hermann waren nämlich Großvaters Pferde. Wie alles in der Welt, so waren auch sie nicht ganz makellos, weder äußerlich noch innerlich. Franz war ehemals, nach Äußerungen Sachverständiger, ein hübscher Brauner gewesen; leider hatte man aber versäumt, auf die Ausbildung seines innerlichen Pferdes acht zu geben: sein Charakter litt an Ungleichheiten, und er biß nach rechts und nach links, sobald ihm etwas aufstieß, was ihn unangenehm berührte. Großvater hatte daher viel Verdruß durch Franz, auch in fremden Ställen betrug er sich unliebenswürdig, und wir hätten alle seinen Verkauf leichten Herzens ertragen; leider wollte ihn niemand haben, und so blieb er uns erhalten. Hermann war eine viel edler angelegte Natur, deshalb kann man auch wenig von ihm erzählen. Er hatte leider einen so spitzen Rücken, daß ohne Sattel auf ihm zu reiten zu einem etwas zweifelhaften Vergnügen wurde.

Hinrich, unser Kutscher, dem zugleich die Pflege von Großvaters Landwirtschaft oblag, liebte seine Pferde sehr, und wenn diese ihr bestes Geschirr trugen und Hinrich gleichfalls in Livree steckte, sahen die Kutsche und auch die Halbchaise sehr anständig aus. Nur der Stuhlwagen war rettungslos unanständig. Aber wir hatten doch Achtung vor ihm bekommen, und wie das zugegangen war, möchte ich erzählen.

Großvaters Scheune war an schlechten Tagen, deren es viele bei uns gab, ein sehr behaglicher Tummelplatz. Auf der breiten, mit Lehm gepflasterten Diele standen Großvaters Wagen; seitwärts davon war ein Raum für die Kühe abgetrennt, und ganz hinten standen Franz und Hermann. Wenn es regnete oder schneite, war es sehr gemütlich, in der Scheune auf den Wagendeichseln zu sitzen und dem beschaulichen Kauen und Schnaufen der Kühe zu lauschen oder auch in einen der Wagen selbst zu steigen und Ausfahren zu spielen. Dann kam auch der Stuhlwagen an die Reihe, und eines Tages, als wir auf ihm saßen und uns auf den Sitzen müde geschaukelt hatten, verlangten wir stürmisch von Hinrich, er sollte uns etwas erzählen. Er saß vor uns und hatte sämtliches Pferdegeschirr auf der Scheunendiele um sich herum ausgebreitet, während ein Blechtopf, mit Fett angefüllt, greulichen Gestank verbreitete. Wir hatten aber keine empfindlichen Geruchsnerven, sonst hätten wir auch gar nicht mit

Hinrich verkehren können, denn er vereinigte an sich alle Düfte des Pferde- und Kuhstalls. Sein Besuch im Hause der Großeltern war deshalb nicht sonderlich erwünscht; doch erschien er meistens einmal des Abends, um dem Großvater über die Vorkommnisse des landwirtschaftlichen Lebens Bericht zu erstatten, und dann merkte man noch seine Gegenwart, wenn er schon längst wieder auf den Strümpfen die Treppe hinuntergehuscht war. Unsre Nasen waren aber nichts weniger als anspruchsvoll, und auch an dem häßlichen Regennachmittag ersuchten wir Hinrich dringend, doch etwas näher zu uns zu kommen, damit wir uns besser unterhalten könnten.

Du mußt uns heute auch mal was erzählen! setzten wir hinzu, während er sich brummend nahe an den Stuhlwagen heranschob und uns den Fetttopf gerade vor die Nase setzte.

Weiß nix! erwiderte er dann. Diese Antwort bekamen wir jedesmal, wenn wir eine Geschichte von Hinrich verlangten, und meist gaben wir uns dann zufrieden, heute aber war das Wetter gar zu schlecht.

Hast du denn gar nichts erlebt, Hinrich? Gar nichts Lustiges, gar nichts Trauriges? fragten wir weiter und sahen den Kutscher erwartungsvoll an, der bedächtig einen Strohhalm in den Mund steckte und lange schwieg.

Nee! sagte er endlich, und dann rieb er an seinem Leder weiter.

Aber du bist doch verheiratet! Hat deine Frau denn gar nichts erlebt?

Hinrich machte ein erstauntes Gesicht.

Nee! meinte er nach langer Pause.

Hinrich, begann einer der ältern Brüder, was sagtest du denn, als du deine Frau heiraten wolltest?

Was ich sagte? Deern, wullt du mi?

Mehr nicht?

Nee!

Und was sagte sie denn?

Das weiß ich nich mehr!

Und als dein Junge geboren wurde, was sagtest du denn da?

Hinrich spuckte den zerkauten Strohhalm aus und nahm einen neuen. Da war ich nich bei — Herr Stizrat und ich hatten Gericht!

Was sind denn hier für Löcher im Wagen? fragte Jürgen. Er verzweifelte an Hinrich und belustigte sich damit, seine Füße durch das Korbgeflecht zu stecken.

Bleib da man von, Junge, das is von Anno dazumal, als all die Leute aufn Wagen stiegen und der Herr sie wieder runter smeißen ließ!

Wann war denn das? fragten wir, und Hinrich, dessen ausdrucksloses Gesicht sich etwas belebt hatte, kratzte sich hinter den Ohren.

Wann das war? Das kann ich wahrhaftig nich sagen — so in die fufziger Jahrens, als ihr noch klein oder noch garnich auf die Welt wart!

Was passirte denn damals?

Hinrich sah uns verdrießlich an. Das weiß doch jedermann, was da passirte — das brauch ich doch nich zu erzählen. Da hat Paster Simpel in Feldkirchen ein Buch über geschrieben, und in all die Zeitungens hat es gestanden! Oh, was is dies Fett doch einmal slecht! Stina hat es gekocht; aber slecht is es doch!

Er murrte noch eine Zeit lang über die Schlechtigkeit des heutigen Fettes im besondern und über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen, dann sagte Jürgen, daß er zu Mahlmann gehen wolle.

Was willst du bei den? fragte Hinrich mit scheelem Blick, denn wenn er jemanden haßte, so war es unser Freund Mahlmann.

Oh, der erzählt viel besser als du, Hinrich! Den braucht man nur zu bitten — gleich erzählt er so lange, wie wir wollen!

Ja, son vermaledeiten Lügenbeutel, der sein Leben lang ins Zuchthaus gesessen, der hat den Mund voll Snack! Weiter hat er auch nix zu thun gehabt!

Hinrich fiel grimmig über das Lederzeug her. Und er is doch nich bei gewesen, als wir zu Gericht waren nach Petersdorf, wo Johann Bohnsacken den Kopp abgeslagen wurde! Reinemang ab! Und Mahlmann saß in Glückstadt und hat kein Spier von Bohnsack sein Kopp gesehen!

Hast du denn damals die Löcher in den Wagen gemacht?

Ich? Gott in heilgen Himmel! In den feinen Wagen, den Herr Stizrat damals für achtzehn Speziesthaler auf Aukschon gekauft hatte? Da sollte ich ein Loch in machen?

Hinrich war förmlich erregt, er sprach viel rascher als sonst, und wir murmelten eine Entschuldigung, auf die er aber nicht hörte. Nee, fuhr er fort, ich hatte da kein Schuld an. Der Herr hatte mich gesagt: Halt ein büschen früh vor die Thür, bei sowas muß man nich zu spät kommen, und ich war fixig mit allens fertig. Mein besten Lafreerock hatte ich auch an, denn das gehörte sich so. Er war von grüne Kalör, was mich besser kleidete, als den grauen, den ich jetzt hab. Als ich nun von die Scheunendiele wegfahr, da krieg ich abers einen bannigen Schreck, denn vor Herrn Stizrat sein Hausthür standen woll son Stücker dreißig Frauenspersonen, alle mit Kindern aufm Arm und an die Hand. Kaum daß ich da halte, da klettern sie denn auf diesen Wagen, und kein einzigen Weibsbild fällt es ein, mir um Permischon zu fragen. Ich sag: Was is hier los? Aber da krieg ich kein Antwort auf, und eh ich noch einmal den Mund aufmachen kann, is den ganzen Wagen krimmelbimmel voll. Bei mich aufn Stuhl sitzen vier Fruensminschen, und zwei haben mich ihre Kinder aufn Schoß gesetzt, sodaß ich knappemang noch Luft kriege. Und was der Junge von

diese beiden Göhren is, der dreht mich die blanken Knöpfe ab von Rock, weil daß er sie in Mund stecken will — oh, meine Zeit, was war das einmal schrecklich!

Hinrich stöhnte förmlich. Nahm denn Großvater alle die Leute mit? fragten wir.

Der Herr? Nee, so dumm war er auch nich! Wie er aus die Thür kommt und zun Wagen aufkuckt — ein büschen hoch war er ja immer, ich mein den Wagen — da fragt der Herr: Was wollen Sie hier? Und eine von die Weibspersonen, die so dicht bei mich saß, daß ich jeden Knochen in mein irdischen Leib fühlte, die sagte: O, Herr Stizrat, wir wollen man bloß ein büschen nach Petersdorf!

Was wollen Sie dort? sagt der Herr.

Natürlicheweise nach die Hinrichtung, Herr Stizrat. Wenn son gräßlichen Mann den Kopp abgeslagen wird, da muß man doch bei sein. Hat ja sein leibhaftigen Brotherrn in Niendorf mit'n Beil totgeslagen. Oh, was giebt es doch einmal für Menschen! Und alle andern Frauenspersonen fangen an zu jaulen und sagen dasselbe.

Herab vom Wagen! ruft der Herr, aber die Weibers — herrjeh, was sind die dreist! — die rühren sich garnich einmal, und die Frau, die bei mich sitzt, die steckt ihr Kind ein Stück Kröm*) in Mund, und der Bengel, der auf mein Knie sitzt,

---

*) Brot aus ungesiebtem Weizenmehl.

das all lange eingeslafen war, der wird blau ins Gesicht, weil daß er ein von mein Knöpfe in Hals hat. Die Mutter legt ihn denn auch aufn Leib und prügelt so lang an ihm herum, bis daß allens wieder herauskommt. Der Herr steht noch immer und sieht an den Wagen in die Höchte — da war kein büschen Platz vor ihn, und von achtern klettern noch ein ganzen Berg Jungens hinein, die in den Wagenkorb sitzen wollen.

Alle heraus! schreit der Herr. Er hat ne hellsche Stimme, wenn er doll is; abers die Frauensleute dachten sich da garnix bei. Eine kleine Madam fing an zu heulen. Mein besten Herrn Stizrat, lassen Sie mir doch man bloß mit! Ich mach ja die Haubens für Frau Stizrätin, und weil ich doch was von den Kopf verstehe, muß ich mich das ansehen, wie Herr Stizrat das macht!

Wie ich was mache? sagt der Herr und sieht die Person son büschen ungläubig an.

Wie Herr Stizrat den gräßlichen Kerl seinen Kopf abhaut!

Ja, das müssen wir alle sehen! schreien die andern Weibers, und das war ein Spektakel, als würden zwanzig Sweine auf einmal abgestochen.

Abers nun ward das den Herrn doch zu bunt. Er sagt was zu die beiden Polizeidieners, die eben angelaufen kamen, und bald kriegte er Platz; denn Weber und Lauritzen hatten dazumal noch Kraft in die Armens. Abers son Weibsvolk ist doch falsch — was haben sie gescholten! Hier wär

nie was los, sagten sie, und wenn mal was nettes käme, denn wollte Herr Stizrat sie das nich mal gönnen. Und den Wagen haben sie auch kaput gemacht! Mit Willen!

Hinrich schwieg; er war ganz atemlos vom Sprechen geworden.

Hat denn Großvater dem Mörder wirklich den Kopf abgeschlagen? fragte ich.

Hinrich lachte höhnisch. Na was denkst du dich denn eigentlich? Mit sowas haben der Herr und ich uns niemals abgegeben. Da kam ein Mann aus Kiel zu! Ja, das war ein Leben! Den ganzen Weg nach Petersdorf sah swarz aus, bloß von all das Volk, und hinter unsern Wagen liefen woll an fufzig Kinder, die mitwollten!

Du hast wohl nichts von der Hinrichtung gesehen? fragte Jürgen halb ungläubig, und Hinrich sah ihn böse an.

Warum nich? Das war ja gerade von den König bestimmt, daß der Herr und ich bei Bohnsack sein Ende sein sollten: ich aufn Wagen, und Herr Stizrat beis Schafott. Und was diesen alten kaputen Wagen is, der is auch bei gewesen, von Anfang bis Ende. Bei die Richtstätte hielt ich, und allens kam drektemang bei mich vorüber. Zuerst läuteten schon die Glocken, was mich ordentlich ans Herz ging, und denn kam ein langen Zug. Zuerst die Jungens von die Schule mit Gesangbüchern, und sie sangen ein Lied von das christliche Sterben, was an Johann Bohnsack sein

Adresse ging, und er ging denn auch gleich hinter die Schulkinder her. Ich kannte ihn ein büschen von früher, wo er noch kein Mörder war; aber leiden konnte ich ihn niemalen, und als er seinen leibhaftigen Brotherrn totslug, sagte ich gleich, daß ich mich sowas bloß von Johann Bohnsack denken konnte. Und auch nich ein büschen bescheiden sah der Sweinigel aus: er kuckte sich um, als wenn er sich was darauf einbildete, daß son Fest aus sein Sterben gemacht wurde. Er hatte ein graues Hemd an: das war das Armsünderhemd, und die Pastoren gingen rechts und links von Bohnsack. Dann kam der Amtmann und Herr Stizrat und denn noch ein ganzen Berg Leute; aber alle gingen sie an mich und meinen Stuhlwagen vorbei. Ein klein büschen näher fuhr ich noch an das swarze Gerüst, und denn hörten die Glocken auf zu läuten. Herr Stizrat trat vor Johann Bohnsack hin und fing an ganz laut was vorzulesen. Das war das Todesurteil von den dänischen König unterschrieben, und alle die Menschens wurden still, und jedes Wort konnte über das ganze Feld gehört werden. Und denn nahm der Herr ein weißen Stab und hielt ihn den Mörder gerade vors Gesicht, und ich mußte ordentlich den Atem anhalten, weil mich was auf die Brust drückte, und die andern Menschen gings ebenso und denn brach der Stab mitten durch — ein jeder konnte es hören. Ein paar Sperlinge bissen sich dicht bei meinem Wagen — die dummen Dingers verstehn ja nix von die Ge-

13*

setzens; ich aber wußte ganz genau, daß kein irdischer Mensch Johann Bohnsack mehr helfen konnte, und daß er nun gleich vor seinen himmlischen Richter stehen würde. So kam es auch. Der Mann in roten Rock aus Kiel verstand den Rummel — eins, zwei, drei lag Bohnsacken in sein Sarg, und die Glocken fingen wieder an zu läuten. Als ich nachher mit den Herrn nach Hause fahre, kommt ein Einspänner pläng Kajehr an uns vorbei — das war Bohnsack, der nun nach Kiel in die Antomarie reiste. Die Studenten sollten ja Geographie von den inwendigen Menschen bei ihn lernen, was natürlicheweise ein ganz verkehrten Idee war, denn bei son gottverlassenen Kerl kann man nix profetieren!

Hinrich griff nach dem Geschirr, das ihn beim eifrigen Erzählen vom Schoß geglitten war, und begann wieder seinen Lappen in das Lederfett zu tauchen. Er war lebhaft geworden, wir aber sehr still.

Kam Bohnsack nun von Petersdorf gleich in die Hölle oder erst von Kiel? fragte ich.

Von Petersdorf! sagte Hinrich mit Bestimmtheit. Uns' Herrgott, der fackelt nich, das mußt du nich glauben. Der Paster in Feldkirchen, der schrieb nachher ein Buch von Bohnsack und von sein christlichen Tod, von den kein Mensch nix merkte. Mitn roten Umslag war es, das Buch, mein ich, und da in hat er auch was von Himmel geschrieben, nämlich daß er glaubte, Bohnsack könnte

vielleicht doch noch nach zweitausend Jahren in den Himmel kommen. Aber das war allens Swindel. Paster Simpel wollte man bloß einen kleinen Profit aus die Geschichte haben, und darum schickte er das Buch an die Gräfin Donnerwetter,*) was ja son Art Frau von den dänschen König is, und die natürlicheweise auch lieber mag, wenn uns' Herrgott mannichmal die Augen zudrückt. Und über das Buch mitn roten Umslag hat sie sich bannig gefreut und den Pastor Geld zu'n neuen Summar**) gegeben. Sie kriegt woll nich viel Büchers geschenkt. Na, und nu geht man von den alten Wagen dahl und steckt nich all eure Beine durch die Löcher, davon werden sie nich heil!

Braucht Großvater diesen Wagen immer, wenn ein Mann hingerichtet wird? fragte Jürgen noch.

Hinrich lächelte ein bißchen mitleidig. Mußt nich so dumm fragen! Sowas passirt hier nich wieder, solange Herr Stizrat und ich in Amt sind! Dazumalen, als Bohnsack sein Herrn totslug, waren wir gerade beide verreist, sonst wär allens anders gekommen!

Es hatte aufgehört zu regnen, und wir beschlossen, Hinrich zu verlassen, nachdem wir ihm huldvoll zugenickt hatten. Das war eine sehr hübsche Geschichte! die mußt du uns noch oft erzählen!

Das war ja gar keine Geschichte, sagte Hinrich,

---

*) Gräfin Danner. **) Talar.

indem er einen alten Blechdeckel über den Fetttopf legte. Das war ja man bloß die reine Wahrheit!

Von diesem Tage an betrachteten wir den alten Stuhlwagen mit einer gewissen Hochachtung. Er hatte doch nach unsrer Meinung etwas sehr angenehmes erlebt, und später haben wir noch so oft auf ihm gesessen und uns dabei von der Hinrichtung in Petersdorf erzählt, daß es uns schließlich vorkam, als wären wir auch dabei gewesen.



Jahrmarkt und Theater

Sehr kunstliebend war unser Städtchen nicht besonders; hin und wieder kamen aber doch musikalische und geistige Größen zu uns, die dann nicht blos stürmische Bewunderung, sondern auch Anerkennung in anderer Form verlangten. Natürlich veränderte sich unsre künstlerische Bildung mit den Jahren. Zuerst war es der Polichinellkasten mit Hans und Grete, über dem wir Essen und Trinken, Haus und Schule vergaßen. Mit einigen Bankschillingen in der Tasche, zogen wir zum Herbstjahrmarkt, indem wir den unglücklichen Hausgenossen, die gezwungen oder freiwillig daheimblieben, gnädigst einen Kuchen versprachen. Waren wir aber einmal auf der Straße, und hörten in der Ferne das Blasen der Jahrmarktstrompeten, und die Musik des Karrussells, dann vergaßen wir ebenso schnell die heiligsten Versprechen, wie die innigsten Familienbande, wir stürzten uns in den Strudel des Marktvergnügens

und dachten erst dann wieder an die Freuden des Elternhauses, wenn wir totmüde, mit Leib- oder andern Schmerzen behaftet, von irgend einem dienstbaren Geist oder einem Angehörigen, der uns schon seit Stunden gesucht hatte, der Stille des Schlafgemaches zugeführt wurden.

Der Herbstmarkt auch Gallusmarkt genannt, ward Sonnabends durch die Kirchglocken eingeläutet. „Sundsweg, Lingelang, Schelm und Deev*) kamt in das Land“, sangen wir dazu. Acht Tage später wiederholten wir das Lied mit dem Zusatz: „Schelm und Deev gaht ut das Land!“ das erste Verslein gefiel uns aber doch besser. Dann standen wir auf der Kirchhofsmauer, von der man den Fahrweg weit übersehen konnte, und sahen die Plan- und Holzwagen kommen: Die Schuster aus Preetz, die Kuchenfrau aus Braunschweig, von der böse Menschen behaupteten, sie wohne in Neumünster, den Spielsachenmann aus Kiel. Zu allerletzt kamen die Harfenistinnen, deren Nationalität uns unbekannt war, die uns aber trotzdem sehr gut gefielen. Wo sie ihre Konzerte gaben, weiß ich nicht; am zweiten Markttage sangen sie aber immer unserm Großvater etwas vor. Gleich nach Tisch, etwa um fünf Uhr nachmittags, steckte das Mädchen den Kopf in die Thür: „Herr Justizrat, die Singmamsellen!“ und gleich darauf erklangen Harfentöne durchs Haus. Die „Singmamsellen“

*) Diebe.

saßen im Nebenzimmer und wir durften in der Thür stehen und ihnen zuhören. Wie Großvater darauf gekommen war, sich diese Musik ins Haus zu bestellen, weiß ich nicht; die Sitte bestand seit undenklicher Zeit und der alte Herr saß still und nachdenklich, und hörte auf die einfachen Melodieen der Volkslieder, die ihm mit möglichster Kunst und Richtigkeit vorgetragen wurden. Nachher durften wir den Sängerinnen ein Geldpäckchen überreichen und mit vielen Dankesworten zogen sie von dannen und versprachen wiederzukommen im nächsten Jahre. Dieses kleine Konzert that uns Kindern immer sehr gut, da wir am zweiten Markttage meist etwas leidend waren. Oder unser Geldbeutel war leidend, was uns noch schmerzlicher berührte, weil wir uns dann nicht im Getümmel des Marktes zerstreuen konnten. Wir versuchten natürlich immer, auch ohne Geld Karrussell zu fahren und der Unterhaltung von Hans und Grete beim Polichinellkasten beizuwohnen; aber wir fielen meistens bei diesen leichtsinnigen Unternehmungen hinein. Es war ganz merkwürdig: mit vier Bankschillingen*) in der Tasche konnte man sich auf dem Karrussell immer frei reiten, indem man während der Fahrt eine Anzahl eiserner Ringe auf einen Stock stach; hatte man aber kein Geld, so stach man stets vorbei, und mußte nachher darauf hoffen, daß sich irgend

---

*) Ein dänischer Bankschilling hatte ungefähr den Wert von drei Reichspfennigen.

eine bekannte Seele bereit erklärte, einen freizuhalten. Nun hatten wir allerdings viele Freunde, die mit gutmütigem Lachen in die Tasche fuhren, wenn sie unsre Verlegenheit sahen: wir wußten aber, daß unsre Eltern nicht für dergleichen Geschenke waren, und deshalb gehörte eine solche Auslösung nicht zu den angenehmsten Bekenntnissen. Bei dem Polichinellkasten liefen wir immer davon, wenn der Mann mit dem Teller kam; aber gerade, wenn wir keinen Pfennig mehr hatten, richtete er sein Augenmerk auf uns und fing einen von uns ein. Das waren so kleine Verdrießlichkeiten neben den Jahrmarktfreuden: aber es giebt ja keine ungetrübte Wonne im Leben, und im Ganzen war es doch wundervoll.

Nur wenn Petersens kamen, haderten wir manchmal mit dem Schicksal. Onkel Petersen war ein hübscher und liebenswürdiger Landpastor, der sieben Töchter hatte, die auch leidenschaftliche Sehnsucht nach den Jahrmarksfreuden empfanden. Wenn der mit einem halben Dutzend quiksender Mädchen besetzte geistliche Stuhlwagen vor dem Elternhause hielt, dann nahmen die ältesten Brüder von der Mutter hastig Abschied. „Sag' nicht, wohin wir gegangen sind — wir haben noch Schularbeiten und dann bleiben wir zum Abendessen bei dem und dem!“ — Dann waren sie verschwunden, und obgleich mir und Jürgen auch allerhand dringliche Arbeiten einfielen, an die wir lange nicht gedacht hatten — so half doch kein Widerstreben: wir

waren in einem Alter mit den erstgeborenen Pastorstöchtern, und mußten mit ihnen durch die Budenreihen ziehen. Es waren hübsche, lebhafte Mädchen, die in großer Einsamkeit aufgewachsen, über jede Schusterbude aus Preetz in lautes Entzücken gerieten. „Oh, sechs paar neue Stiefel auf einmal!“ jubelten sie, und schlugen in die Hände, während wir mitleidig über diese ländliche Unschuld lächelten. Von den Kuchenbuden waren sie garnicht wieder wegzubringen. Sie verlangten mit lautem Jubel das größte rotlackierte Kuchenherz, wenn es aber ans Bezahlen ging, machten sie unter Thränen die Entdeckung, daß der Einkauf ihre Kasse weit überstieg. Und nun der Polichinellkasten! Die ältesten Mädchen kannten ihn schon; ein Schwesterchen aber sah ihn heute zum erstenmale in ihrem Leben. Zuerst lachte sie herzlich über die geistreiche Unterhaltung zwischen Hans und Grete; als aber dann der Teufel kam, um einen von den beiden zu holen, da brach sie in ein so entsetzliches Zetergeschrei aus, daß sie nicht blos uns, sondern auch allen Umstehenden den Kunstgenuß vollständig verdarb. Vergebens waren alle unsre Vorstellungen, daß es nicht der wirkliche, sondern nur ein nachgemachter Teufel sei: sie jammerte nach Vater und Mutter, nach allem, worauf sie sich in der Verzweiflung ihres Herzens besinnen konnte, und wurde erst wieder ruhig, als wir den Polichinellkasten verlassen hatten, und in den friedlichen Hafen der „geräucherten Aalfrauen“ eingelaufen

waren. Diese hatten ihren Stand zwischen der Rückseite einer Budenreihe und dem Rathause — dort war es nicht aufregend, und als eine gutmütige Frau der Kleinen einen geräucherten Aalschwanz in die Hand steckte, sog sie eifrig daran und vergaß den Teufel. Dann kam das Karrussell; dies bekam aber den kleinen Landbewohnerinnen so schlecht, das sie alle in lautes Wehklagen ausbrachen, und voll Zorn dem ganzen Marktvergnügen den Rücken kehrten.

So war es wirklich manchmal nicht ganz leicht für uns, die edle Pflicht der Gastfreundschaft zu üben, und ich fürchte auch, daß wir manchmal in dieser Beziehung zu wünschen übrig ließen. Wenn Petersens mit der Drohung fortfuhren, zu solchem schrecklichen Marktfest nicht wiederkommen zu wollen, dann sagten wir höhnisch, das thäte auch gar nicht nötig; solche Landpomeranzen, die nicht einmal den Teufel sehen könnten, brauchten unsern schönen Jahrmarkt nicht mit ihrer Gegenwart zu verunzieren. Aber es war nicht so böse gemeint, und Petersens kamen auch getreulich wieder, trotz aller Verwünschungen, ja sie freuten sich jedesmal so auf den Gallusmarkt, daß sie schon einige Nächte vorher nicht schlafen konnten. Allmählich gewöhnten sich auch die Kleinen an den Teufel, und erwarteten sein Erscheinen mit derselben Freude wie wir.

Mit den Jahren fühlten wir uns aber über Hans und Grete doch etwas erhaben. Wir sahen Maria Stuart in einer Scheune aufführen, und

seitdem schwärmten wir für das Drama. Es war die Künstlerfamilie Holsten, die nach einer Pause von mehreren Jahren zum erstenmal wieder unsre Stadt besuchte, und ich kann wohl sagen, daß wir Kinder sie mit Begeisterung aufnahmen. Vater Holsten gab Mörder, Verbrecher, gute, sehr dicke, und schlechte, sehr dünne Herren mit gleicher Vollendung; seine Frau spielte alle diese Rollen ins Weibliche übertragen. Dann war ein Sohn, der meist auf den Knieen vor Fräulein Winrich lag und sehr jämmerlich that. Wir konnten den jungen Herrn nicht leiden; die Großen aber sagten, er spiele den Liebhaber nicht schlecht. Besonders Stina, Großvaters Köchin, bemerkte, der junge Mann wüßte noch, was Liebe sei; Fräulein Winrich aber wäre ein dummes Frauensmensch und könnte garnicht so gut schreien, wie er. Der junge Holsten und Fräulein Winrich mußten sich in jedem Stück heiraten, wie man uns erzählte. Dies war uns gleichgiltig, andern Leuten aber mußte diese sonderbare Gewohnheit doch gut gefallen; denn sehr oft riefen sie, nach dem Fallen des Vorhanges: Fräulein Winrich heraus! her—aus! Wi—ne—rich — heraus! und klatschten mit den Händen, daß das Scheunendach zitterte, und die Hähne in dem angrenzenden Hühnerstall zu krähen anfingen. Dann erschien Fräulein Winrich, verneigte sich holdselig nach allen Seiten und legte die Hand dankend aufs Herz. Diese Bewegung gab uns Anlaß zu vielem Nachdenken. Jürgen

meinte, ihr Herz thäte weh, weil sie Sigismund Holsten dreimal in der Woche heiraten müsse; Sitna aber sagte, eine Person, die ihre Sache so schlecht machte, könnte gar kein Herz haben; sie schnüre sich nur zu stark und davon bekäme sie Seitenstechen.

Aber Stina war überhaupt mit der Familie Holsten nicht zufrieden. Wir hatten eine Art von Straßenbekanntschaft mit etlichen jüngern Kindern der Theatergesellschaft gemacht, und brachten die kleinen magern Dinger auch wohl gelegentlich in die Küche, um ihnen ein Butterbrot oder einen Teller Suppe geben zu lassen. Dann war Stina meist sehr verdrießlich und murmelte allerlei Drohworte vor sich hin, daß Herr Justizrat kein Brot für Theaterpack hätte und dergleichen. Aber sie holte doch allerhand Eßbares herbei, und bei einem Löffel Suppe vor dem warmen Herde sitzend, wurden die Theaterkinder gesprächig. Sie konnten sehr weise sprechen, sogar von Dingen, die wir garnicht verstanden, und sofort wieder vergaßen. Wir empfanden daher anfänglich sehr viel Hochachtung vor ihrer großen Bildung; als wir ihnen aber mit einigen andern Fragen zu Leibe rückten, kam heraus, daß keins der Theaterkinder getauft war. Sie wußten nichts vom lieben Gott, nichts vom Herrn Jesus: kaum etwas von Weihnachten: Schreiben und lesen konnten sie gar nicht, oder nur sehr unvollkommen, kurz, sie enthüllten uns einen solchen Abgrund von Unwissenheit und Vernachlässigung, daß sogar Stina ihre roten Hände zu-

sammenschlug und wohl zwanzig mal ausrief: O, was ne Welt!

Da wurden denn diese Kleinen in unsrer Stadt nicht blos zu Christen gemacht und der große Liebhaber, der sich eines Taufscheines erfreute, konfirmirt, auch sonst versuchten hilfreiche Hände, der ganz verarmten Familie Unterstützung angedeihen zu lassen, so daß das Theater länger, als es sonst üblich war, bei uns blieb. Selbstverständlich behielt die Bühne für uns stets ihren Nimbus, und obgleich wir Adolfine Holsten etwas von oben herab betrachteten, seitdem sie mühsam schreiben lernte, so beneideten wir sie doch, wenn sie auf der Bühne ermordet wurde, wie wir es einmal mit ansahen. Wir saßen mit Stina auf dem zweiten Platz, dort, wo die ungehobelten Sitzbretter hoch in der Luft schwebten und man, ohne sich besondre Mühe zu geben, leicht auf die tief darunter liegende Scheunendiele fallen konnte. Jürgen und ich klammerten uns aber an Stinas dicke Arme und genossen es mit Entzücken, daß Adolfinens leiblicher Vater im Stück ihr Onkel geworden war, und durchaus von ihr verlangte, daß sie ihre Mutter vergiften sollte. Adolfine wollte nicht, was wir um so anerkennenswerter von ihr fanden, als sie die zehn Gebote doch noch nicht kannte; sie blieb auch fest trotz vieler Drohungen, und der Onkel erstach sie mit einem langen Messer. Mit einem sehr schönen Schrei sank sie zu Boden, das Publikum klatschte, und selbst Stina stimmte ein in den Ruf: Adolfine Holsten heraus!

Nun kommt gleich ein Sarg, bemerkte Stina dann zu uns im Tone der Befriedigung. Da packen sie Adolfine ein, und denn kommt das Begräbnis!“

In froher Erwartung der angenehmen Augenweide blickten wir angestrengt auf die Bühne, aber leider gänzlich erfolglos. Der böse Onkel erntete allerdings den Lohn seiner Thaten und wurde gezwungen, mit demselben Messer, das er zur Mordthat verwendet hatte, sich selbst zu entleiben; aber ein Sarg erschien nicht. Wir freuten uns über den toten Onkel und riefen ihn heraus, wie die andern Zuschauer, aber Stina wurde sehr verstimmt.

Hab ich es nich all ümmer gesagt? murrte sie, als wir durch die stille Herbstnacht nach Hause gingen. Mit Holstens is garnix los. Die wissen mein Dag nich, was gut Theaterspielen is. Nich mal ein lumpigen Sarg auf das Theater und blos zwei Mann tot. Da kann man sich garnix bei denken! Ich hab mal ein Stück gesehen, da blieben sie alle tot, so an zwanzig Personen, und was die Köpfe waren, die rollerten man so auf die Erde herum! das war noch was! da hab ich drei Nächte lang kein Auge zugethan, weil ich mir so graulte. Aber sowas Schönes verstehen Holstens nich. Nich mal ein einzigen Sarg!

Wir entgegneten schüchtern, es sei doch schön gewesen; aber Stina ließ uns gar nicht zu Worte kommen. Seid Ihr man still! da versteht Ihr doch nix von! Das Messer war auch längsten nich

lang genug, um durchn Menschen zu stechen; aber Slachter Struve wollte sein bestes Sweinemesser, wo er ümmer unsre Sweine mit abſticht, nich an Holstens leihen. Er hat mich das noch heute morgen gesagt, als er den Kalbsnierenbraten brachte. So war allens falsch, allens!

Nun wollten wir doch wenigstens behaupten, daß Adolfine hübsch ausgesehen habe, als sie tot auf der Erde lag; ihre schneeweiße Nase hatte besonders unsre Bewunderung erregt. Aber auch hier riß Stina mit rauher Hand den Schleier von unsern Augen. Allens Kreide! sagte sie verächtlich, reine, weiße Kreide, so als die Schulmeisters haben. Da kann ein jeder weiß von werden, und was die roten Backens sind, so weiß ich da auch was von. Zähnpolver, nix als rotes Zähnpolver. Als ich verkonfermiert wurde, hat meine Mutter mich auch was für sechs Bankschillinge gekauft, von die Apteke, und ich hab da noch immer was von, wenn das auch all lange her is — ich smier mich das nich auf die Backens!

Wir trugen auch diese Enttäuschung mit Fassung, mit soviel Fassung, daß wir am folgenden Tage unsern Familienkreis durch weiß angekreidete Gesichter, aus denen sich die Wangen ziegelrot hoben, überraschten. Da wurden wir freilich von der Mutter mit kräftiger Hand abgewaschen und bekamen von den ältern Brüdern allerhand kränkende Bemerkungen zu hören. Auch sonst mußte man in maßgebenden Kreisen doch finden, daß das

Theater keinen sehr veredelnden Einfluß auf uns übe; es wurde uns lange Zeit keine Eintrittskarte geschenkt, und erst als uns die lahme Zettelträgerin die Nachricht brachte, das köstliche Lustspiel „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ solle gegeben werden, da verbreitete sich das angenehme Gerücht, Großvater wolle uns alle noch einmal hingehen lassen. Auf den ersten Platz sogar!

Wir hatten noch nie ein Lustspiel gesehen und dachten es uns noch viel schöner als ein Trauerspiel. Da für uns ebenso wie für Stina jeder Mord ein freudiges Ereignis war, so nahmen wir an, daß im Lustspiel sich alle Mitspieler gegenseitig umbringen müßten — eine erhebende Aussicht, die nur durch die Furcht getrübt wurde, Schlachter Struve möchte nicht genug Messer haben, jedem Schauspieler eins zu leihen. Und wirklich: obgleich das Lustspiel schon seit einer ganzen Reihe von Tagen angekündigt war, kam es doch lange Zeit nicht zur Aufführung. An Messern fehlte es nicht, vertraute uns Adolfine an, als wir ihr einmal ein Butterbrot geschenkt hatten; aber zum Lustspiel gehörte ein Wagen, ein großer, schöner Wagen, sonst konnte es nicht aufgeführt werden. Ein Wagen! Unsre Gedanken flogen blitzschnell zu Großvaters Glaskutsche und zu Franz und Hermann, die doch gewiß schrecklich gern auch Theater gespielt hätten. Doch als wir in leichtsinniger Großmut diese Equipage anboten, schüttelte das Theaterkind den Kopf. Seine Mutter war schon

dreimal bei Herrn Justizrat gewesen und hatte um den alten Stuhlwagen gebeten; nicht einmal diesen hatte Herr Justizrat hergeben wollen. Und die andern Leute in der Stadt waren gerade so ungefällig. Ein Wagen aber gehörte unerläßlich in dieses wunderhübsche Stück. Pferde nicht, Pferde waren gänzlich überflüssig. Der Wagen — sagte Adolfine — würde rückwärts auf die Bühne geschoben, sodaß man die Deichsel gar nicht sähe, und dann finge das Stück an. Und es wäre herrlich, ganz herrlich! Wir würden schreien vor Vergnügen, so lustig wäre es!

Wir wurden natürlich etwas erregt über das in Aussicht gestellte neue Stück und ergingen uns tagelang in den gewagtesten Vermutungen, was denn wohl so besonders lustig daran sein möchte. Besser, als daß alle stürben, konnte es doch nicht kommen, und was dann käme, vermochten wir uns nicht auszudenken. Auch Stina, der wir von unsern Vermutungen Mitteilung machten, war mißtrauisch. Da is nix hinter, sagte sie, während sie an ihrem Butterfasse stand und eifrig butterte, hinter Holstens is nie was ordentliches. Ein Wagen aufs Theater? Wenn es kein Leichenwagen is, denn is da kein Spaß bei!

Aber es war kein Leichenwagen, sondern ein wirklicher, lustiger Ausfahrwagen, und als sich denn endlich das Gerücht verbreitete, ein alter Bauer habe seinen Wagen, den er einst von seinem Urgroßonkel geerbt, zum Theaterspielen hergegeben,

da kannte unsre Freude keine Grenzen. Nun konnte „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ gegeben werden!

Den Tag vor der Aufführung bat uns Adolfine noch, ihrer Mutter eine Hutschachtel zu leihen. Wir besaßen zwar solche für uns ganz überflüssigen Gegenstände nicht, es war aber gerade eine Tante bei uns zu Besuch, deren zwei himmelblaue Hutschachteln in beschaulicher Ruhe auf dem Boden standen. Freudig gaben wir sie dahin; eigentlich wollten wir um Erlaubnis fragen, aber wir vergaßen es. Auch andre Kinder unsrer Bekanntschaft wurden um allerhand Gegenstände gebeten, die man zum Reisen braucht, und bald besaß Adolfine ein förmliches Museum von Fußkörben, buntgestickten Reisesäcken und Taschen. Und auch unsre Freunde hatten ihre Eltern nicht viel um Erlaubnis gefragt; war es doch nur ein Tag, wo Holstens sie benutzen wollten.

Endlich kam der denkwürdige Abend, das Theater fing um sechs Uhr an, aber schon um fünf saßen wir auf unsern Plätzen, neben uns die Besuchstante, die uns schon viele Geschichten erzählt hatte von artigen Kindern, die erschreckend wenig Ähnlichkeit mit uns hatten. Wir hörten denn auch nur mit halbem Ohre zu; viel mehr beschäftigte es uns, daß Schlachter Struve zum Schweineschlachten aufs Land gefahren war und alle seine Messer mitgenommen hatte; womit sollten sich Holstens jetzt totstechen? Die Theaterscheune füllte

sich allmählich bis auf den letzten Platz. Erstens sollte das Stück, das schon vor dreißig Jahren in Hamburg gegeben worden war, sehr hübsch sein, und dann wollten doch auch viele den alten Wagen von Peter Witt auf dem Theater sehen. Es sollte nämlich nicht wahr sein, daß Peter Witts Urgroßonkel den Wagen neu gekauft habe. Jemand, der es von seiner Großmutter wußte, behauptete, die Equipage sei weit über hundert Jahre alt und könne keinen Menschen mehr tragen. Eine Weile vertrieben wir uns noch die Zeit mit Äpfelessen — endlich, nachdem auf der Harmonika „Nun ruhen alle Wälder" gespielt worden war, ging der Vorhang langsam in die Höhe!

Erst sah man gar nichts; dann klang dumpfes Knarren aus den Kulissen, und langsam, ganz langsam wurde ein vollbesetzter dreistühliger Wagen rückwärts auf die Bühne geschoben. Alle Schauspieler saßen darauf im Reisekostüm. Jeder hielt einen Reisesack oder eine Hutschachtel auf dem Schoß. Mir fiel es plötzlich unangenehm auf, daß Tantes Hutschachteln so blau waren. Die Tante selbst sah zuerst überrascht und dann sehr nachdenklich aus, als sie zwei dieser Gegenstände auf Frau Holstens und auf Adolfinens Schoß sah. Ich hatte ihr einen hastigen Blick zugeworfen und fühlte plötzlich ihre fragenden Augen auf mich gerichtet; zum Sprechen aber fand sie keine Zeit. Der Wagen war eben bis in die Mitte der Bühne gefahren, da krachte er plötzlich und fiel unter

lautem Geschrei der Schauspieler um, während Hutschachteln und Reisesäcke in den Zuschauerraum flogen. Wir dachten alle, es sollte so sein, und es entstand ein lautes Gejubel im Publikum. Wir klatschten in die Hände und riefen: Heraus, heraus! Herr Holsten! Frau Holsten! Adolfine! heraus! und erst ganz allmählich kamen wir dahinter, daß Frau Holsten weinte, Adolfine heulte und Herr Holsten eine Rede halten wollte, während er sich mit kläglicher Miene den Arm rieb.

Allmählich wurden die Zuschauer still, wozu nicht wenig der Umstand beitrug, daß mehrere Elternpaare ihren Reiseapparat auf der Bühne oder in den ersten Reihen der Sitzplätze entdeckt hatten und dadurch ebenso nachdenklich gestimmt wurden, wie Tante Klementine. Herrn Holstens Worte waren kurz und wenig erbaulich: alle Künstler konnten nicht weiter spielen. Er nicht, weil er sich einen Arm verstaucht, seine Frau nicht, weil sie sich zwei Vorderzähne ausgestoßen hatte. Die Zähne waren eben erst neu und mit großen Kosten angeschafft worden — so versicherte er, während aus dem Hintergrunde des Zuschauerraumes lautes Schluchzen ertönte. Das war Willy Hinrichsen, der Sohn des Stadtbarbiers, der plötzlich sehr viel Mitgefühl für die arme Frau Holsten zu empfinden schien, was besonders Tante Klementine sehr rührte.

Das ist doch noch ein guter Junge, sagte sie; gerade so gut, wie ein kleiner Knabe, den ich kenne, und der auch ein so freundliches Herz hat, daß er —

Aber während sie diese kleine Rede hielt, hatten wir schon erfahren, daß Willy Hinrichsens Thränen seinem Vater galten, der Frau Holsten die Zähne auf Probe geliehen hatte. Es war überhaupt eine traurige Geschichte. Wir mußten alle, ohne das Lustspiel gesehen zu haben, wieder nach Hause gehen, und es gab Menschen, die sogar an der Kasse ihr Geld zurückverlangen wollten. Aber das half ihnen nichts: die Kasse war geschlossen, und die Kassirerin, die für diesen Abend als Baronin verkleidet gewesen war, hatte sich ein Loch in den Kopf gefallen, das zugenäht werden mußte. So haben wir die „Reise auf gemeinschaftliche Kosten“ nicht gesehen und wissen bis zum heutigen Tage noch nicht, wieviel Menschen darin umgebracht werden. Die Hutschachteln unsrer Tante retteten wir übrigens und stellten sie wieder auf ihren Bodenplatz, ehe die Tante daran dachte, nach ihnen zu fragen. Später sprach sie von allerhand Beschädigungen dieser kostbaren Gegenstände, über die sie ebenso erstaunt wie entrüstet war; wir liefen aber stets aus dem Zimmer, wenn sie davon zu reden anfing.

Holstens gaben nach dieser Vorstellung keine andre mehr. Sie waren wirklich recht bedauernswert; besonders da Peter Witt eine große Entschädigungssumme für seinen Wagen verlangte, der plötzlich „so gut wie neu“ geworden war. Es wurde für sie gesammelt, und dann verschwanden sie und erschienen erst nach einigen Jahren wieder.

Inzwischen hatte die Kunstliebe auch andre Kreise der Stadt erfaßt. Unser Schornsteinfegermeister leitete eine Dilettantenbühne, und noch oft haben wir uns vom Großvater stürmisch das Geld erbettelt, um in der Theaterscheune unsern Schornsteinfeger wild deklamiren zu hören. Er hatte eine so interessante dunkle Hautfarbe, daß wir ihn viel lieber hatten als Sigismund Holsten.

Aber auch die Dilettantenvorstellungen nahmen ein Ende, wie alles Schöne auf dieser Welt, und allmählich mochte gar niemand mehr an etwas Lustiges denken. Nahte sich doch etwas mit schweren Fittichen, das den Großen die Lebensfreude nahm, aber auch die Kleinen bedrückte: das war der Krieg, eine bittere Notwendigkeit für Schleswig-Holstein. Mit der Theaterfreude war es da vorbei für lange Zeit.

Allerhand Politisches

Wir Kinder hörten sehr viel von Politik. Nicht allein, daß sich unser Großvater viel mit den Ereignissen beschäftigte, von denen die Zeitungen und mündliche Berichte meldeten, auch anderswo ward von der Lage der Herzogtümer und von dem, was kommen würde, gesprochen. König Frederik regierte noch immer, und es gab selbst in unsrer Abgeschiedenheit Menschen, die ihn gesprochen, oder die ihn wenigstens gesehen hatten. In frühern Jahren war er noch nach Holstein gekommen, um sich in Kiel oder Plön seine Beamten vorstellen zu lassen; in den letzten Zeiten beschränkten sich seine Besuche auf das Herzogtum Schleswig. Und auch hier zeigte er sich manchmal ungnädig und konnte die Herren in der Audienz scharf fragen, wo sie denn ihre Frauen gelassen hätten? Die Frauen der schleswig-holsteinischen Ritterschaft und die der höhern Beamten waren aber stets am Erscheinen verhindert.

Wohl beugten die Herren in ihren kleidsamen Uniformen das Haupt vor dem angestammten Landesherzog, aber ihre Gemahlinnen sollten nicht der Gräfin Danner die Hand küssen. Nicht weil sie als Putzmacherin ihre Laufbahn begonnen und einen Bruder hatte, der Schuster in Hamburg war, sondern weil ihr früheres Leben sie des Verkehrs mit reinen Frauen unwürdig machte. Und die Gräfin strebte gerade nach dem, was für sie unerreichbar war. Das Leben manches Beamten würde sich ganz anders gestaltet haben, wenn er seinen trotzigen Stolz beiseite gesetzt und seine Frau zur Gräfin Danner gebracht hätte. Auch der charakterschwache, aber gutherzige König würde wahrscheinlich die Herzogtümer mehr in sein Herz geschlossen haben, wenn seiner Gemahlin mit mehr Zuvorkommenheit begegnet worden wäre. Jetzt waren seine Besuche immer mit Kränkungen und Demütigungen für die Gräfin und dadurch auch für ihn verknüpft, und man konnte es ihm nicht verdenken, daß er immer seltener kam und dadurch die Fühlung mit seinen deutschen Unterthanen immer mehr verlor. Er that zwar sehr jovial mit den dänischen Prediger- und Unterbeamtenfrauen, die er faute de mieux zur Tafel mit der Gräfin Danner laden ließ; aber er war doch klug genug, einzusehen, daß auch diese Damen nur kamen, weil sie mußten, oder weil ihnen jegliches feine Gefühl fehlte. Ob der Haß gerechtfertigt war, den die Schleswig-Holsteiner auf die Gemahlin des Königs

geworfen hatten, ist schwer zu sagen. Sie war eine ungebildete, aber kluge Frau, die ihren Gemahl besser zu behandeln wußte, als ihre zwei Vorgängerinnen aus fürstlichem Blute. Ganz in den Händen der dänischen Höflinge, die Christine Rasmussen dem Könige zugeführt hatten, mußte sie ihren Gemahl im national-dänischen Sinne behandeln. Alle Angelegenheiten der Herzogtümer wurden Friedrich nur von einer, nämlich der fanatisch dänischen Seite vorgetragen, und selten erfuhr er die Wahrheit. Wäre damals eine echt schleswig-holsteinisch denkende Persönlichkeit am dänischen Hofe gewesen, die sich auch mit der Gräfin zu stellen gewußt hätte, so wäre sicher manche Ungerechtigkeit nicht begangen worden. Denn weder der König noch seine Gemahlin wollten ungerecht sein: sie liebten die Schleswig-Holsteiner nur nicht und wußten genau, daß sie auch nicht geliebt wurden. Gegen Menschen und Länder, die man nicht liebt, ist es aber stets schwer gewesen, die Unparteilichkeit zu wahren. Keine warnende Stimme drang bis zum Ohre des Königs, und die gebornen Schleswig-Holsteiner in seiner Nähe, die ihr Vaterland verleugnet hatten, waren dänischer gesinnt, als die Dänen selbst. Wenn sie „Karriere" machen wollten, und dies war natürlich ihre Absicht, so mußten sie auch mit ihrer „nationalen" Gesinnung prunken. So erhielten sie doch eine Belohnung für ihr Renegatentum und machten sich nichts aus der allgemeinen Verachtung, nichts aus

der Erbitterung, die sie erregten, und die doch nachher böse Früchte trug.

Die bösen Jahre der Erhebung Schleswig-Holsteins hatten wir Kinder nicht erlebt: unsre Eltern waren damals erst jung verheiratet gewesen, und als wir anfingen, uns für die Lage des Landes zu interessiren, lag diese Zeit schon so lange hinter denen, die sie mit durchgemacht hatten, daß die bittern Erlebnisse ein wenig ihren Stachel zu verlieren anfingen. Aber es geschah so wenig, und in unsrer kleinen Stadt schien das Leben manchmal ganz stille zu stehen; wer uns etwas erzählen wollte, der mußte schon von der Zeit berichten, wo der Krieg gewesen war. Wir wollten auch bald von nichts anderm hören. Was waren uns Dornröschen, Schneewittchen und alle jene holden Bilder, die vor andre Kinderseelen gezaubert werden; wir wollten von dem Onkel hören, der mit Weib und Kind vor den Dänen hatte flüchten müssen, oder von dem andern, der ohne weiteres abgesetzt wurde, nur weil er Schleswig-Holsteiner bleiben wollte. Und dann war das kleine Bild des ältesten Sohnes unsers Großvaters, der in Jütland gefallen war, der stete Gegenstand unsrer Fragen! Die arme, gute Großmutter, die starb, als wir alle noch klein waren, wie oft haben wir sie gebeten, uns von dem Onkel zu erzählen, der auszog, um niemals wieder zu kommen! Ich höre noch ihre leise müde Stimme, mit der sie uns einen Zug, eine kleine Geschichte von dem

erzählte, der ihr Stolz und ihre Freude gewesen war, und der nun in fremder Erde schlummerte. Wir liebten unsre Großmutter sehr: als sie starb verloren ihre Enkelkinder Unersetzliches; aber wir waren noch Kinder und konnten nicht lange traurig sein. Unser größter Wunsch war, von der großen Welt und von fremden Menschen zu hören; wer uns etwas Schönes erzählen konnte, den liebten wir über alle Maßen. Aber diese Geschichte begann nur zu oft mit den Worten: das war damals, als die Dänens noch nich hiergewesen waren, oder: Gerade als die Dänens aus die Stadt zogen, u. s. w. So konnten wir von der Politik nicht loskommen, und wir wuchsen in alles hinein, in den letzten Krieg, in den Dänenhaß, in die leidenschaftliche Liebe zu unsrer düstern und für uns doch so schönen Heimat.

Was wir eigentlich mit unserm Dänenhaß wollten, weiß ich nicht mehr. Den einzelnen dänisch redenden Beamten oder Lehrer haßten wir nur in sehr vereinzelten Fällen, und dann war der sogenannte Haß auch noch lau. Aber das Wort Däne war nun einmal ein Schimpfwort, das besonders denen galt, die deutschgeboren waren, und deren Thun Grund zum Argwohn gab. Selbst in unsrer kleinen Stadt lebten Renegaten. Da war vor allen der Amtmann, ein finster dreinblickender Mann, der den Namen eines dänischen Spions wahrscheinlich nicht unverdient trug. Er stammte von der Insel Föhr, gehörte also dem

freien Friesenvolke an. Aber der Durst nach Ehren war größer in ihm gewesen, als der Durst nach Freiheit; er schrieb fleißig Berichte nach Kopenhagen, denunzirte auch bisweilen, und alle Jahre durfte er ein buntes Bändchen mehr im Knopfloch tragen. Da er nicht in unsrer Familie verkehrte, sahen wir Kinder ihn nur auf der Straße, grüßten ihn widerwillig und standen ihm nur ungern Rede und Antwort. Er war immer sehr höflich gegen uns, nahm den Hut vor uns ab, während andre Leute uns nur zunickten; aber wir machten doch einen langen Umweg, um ihm nicht zu begegnen. Da er nicht verheiratet war und nur eine Haushälterin bei sich hatte, von deren Verhältnis zu ihm, wie wir später hörten, allerhand Gerüchte gingen, so lebte er sehr einsam und verkehrte nur mit denen, die sich über seine politischen Ansichten wie über sein Privatleben hinwegsetzten.

Außer dem Amtmann gab es noch allerhand Zoll- und Postbeamte, die mit ihrem lispelnden Dänisch eine stete Quelle der Freude für uns bildeten, und deren Kindern wir auch wohl im Eifer einer erregten Unterhaltung mit schweren Strafen drohten, wenn wir einmal an die Reihe kämen! Dann kam hin und wieder die trotzige Antwort, sie seien die Herren und wir nichts anders als verdammte Deutsche; meistens aber behielten wir das letzte Wort. Denn die eingebornen Dänen fühlten sich bei uns doch niemals recht heimisch. Mit einigen dänischen Kindern spielten

wir, trotz unsers Hasses, recht gern, und — solange wir es nicht vergaßen — wußten wir ja auch, daß Kinder nicht über Politik sprechen durften. Aber es kamen doch manchmal Augenblicke, wo wir alle Verbote in den Wind schlugen und mit wilder Leidenschaftlichkeit Farbe bekannten. Nachher konnten die bittersten Reuethränen die unbedacht den Lippen entflohenen Worte nicht zurückholen. So warf die politische Lage unsers Vaterlandes manchen düstern Schatten auf unsre sonst so fröhliche Kindheit.

Ein bedeutungsvolles Jahr war für uns Kinder das Jahr 1862. Unser Vater wurde versetzt, und als die Eltern mit ihrer Knabenschar davonzogen, blieb ich beim Großvater. Als Geisel, spotteten die Brüder wohl; doch als es an den Abschied ging, da lachten sie nicht mehr: meine wilde Verzweiflung, als sie alle, alle von mir gingen, machte auch die großen Jungen weich. Es war Winters Anfang, als die Trennung eintrat, und der Winter wollte nachher gar kein Ende nehmen. Der folgende Sommer war desto kürzer und bald kamen die Herbststürme wieder. Am fünfzehnten November 1863 starb König Friederich, und zwar auf schleswig-holsteinischer Erde, in Schloß Glücksburg. Täglich läuteten die Glocken eine lange, lange Zeit, und als das Läuten endlich vorüber war, da spannte sich der bleigraue Winterhimmel über unsrer Stadt, und die Welt sah aus nach ewigem Winter. In der Zeitung stand aller-

15*

hand Wunderbares von Sachsen, von Hannoveranern, vom Herzog von Augustenburg, und wieder begannen die Leute vom Krieg zu sprechen. Krieg! Sollte es wieder so werden wie damals, wo erst die Freischaren kamen und dann die Dänen, wo die Dänen so trotzig auftraten, sich als Sieger geberdeten, in manchem Hause herrisch Unglaubliches verlangten, und sollten wir wieder alles schweigend tragen, was ein frecher Eroberer uns auferlegen würde?

Aber es kam anders, schon insofern, als die Dänen zuerst erschienen. Eines Tages, als wir Kinder aus der Privatstunde kamen, sahen wir eine Ansammlung von Menschen auf der Straße. Die Dänen kommen! riefen sie uns entgegen, und nun standen wir mitten in der Menge und sahen einen Trupp Soldaten an uns vorbeiziehen. Still zog der „tappere Landsoldat“ ein, still wurde er auch empfangen: niemand sagte ein Wort, weder ein gutes noch ein böses — nur der Amtmann schien sich zu freuen. Er trug seine goldgestickte Uniform und schüttelte dem Führer der kleinen Truppe lächelnd die Hand. Vielleicht mochte er sich in der stillen, kleinen Stadt doch ein bischen verlassen gefühlt haben. Dann standen die dänischen Soldaten in den Straßen herum, und wir fanden, daß sie gar nicht so übel aussahen. Es waren Reservisten, ältere Leute mit guten Gesichtern, unter ihnen Nordschleswiger, die deutsch sprachen und wahrscheinlich nicht begreifen konnten,

daß wir sie mit Mißtrauen betrachteten. Sie wollten uns ja nur beschützen vor den Preußen und Österreichern, von denen es plötzlich hieß, daß sie nicht mehr weit wären. Wir bekamen aber keine Post und keine Zeitungen mehr; selbst die erwachsenen Leute wußten nicht, was Lord Palmerston zu all diesen merkwürdigen Sachen sagte. Solange ich zurückdenken konnte, hatte ich von Lord Palmerston gehört. Großvater las abends seine Reden vor, von denen ich kein Wort verstand; ich freute mich nur immer, wenn das Unterhaus hört! hört! rief. Doch auch diese kleine Abwechslung gehörte nun der Vergangenheit an; nur über Kopenhagen hörten wir noch etwas von der Welt. Einförmig glitten die Tage dahin, und wir Kinder freuten uns doch, als nun auch eine kleine Anzahl hübscher dänischer Dragoner erschien. Aber sie kamen unberitten, die reichen Hofbesitzer der Landschaft mußten schweren Herzens ihre Ställe öffnen und den dänischen Offizieren die Auswahl unter ihren wohlgepflegten Pferden freistellen. Wahrscheinlich herrschte keine große Freude über diese Requisition. Bei uns in der Stadt war außer dem Amtmann und einigen dänischen Beamten wohl nur ein Mensch glücklich über die Gegenwart der blauen Dragoner. Dies war der ehemalige Dragonerwachtmeister Eritzoe, ein hübscher Mann mit guten Augen, der zuerst als Gendarm zu uns gekommen war und dann eine Zivilstellung bei dem Amtmann bekleidete. Er war ein Voll-

blutdäne und konnte kaum ein Wort deutsch verstehen. Nicht anders war es mit seinen Kindern, und doch konnten wir Thor und Signe Eritzoe sehr gern leiden. Sie hatten keine Ahnung davon, daß wir eigentlich die Dänen haßten; sie waren so zutraulich und freundlich und so hübsch dabei, daß man ihnen gut sein mußte. In der Tanzstunde trug die graziöse Signe über die patriotischen Schleswig-Holsteinerinnen stets den Sieg davon, und wie jeder Junge immer mit der kleinen zarten Dänin tanzen wollte, so errang der Bruder große Erfolge bei den Mädchen. Und weil auch der Wachtmeister gutherzig war, uns stets freundlich grüßte und die Augen hastig abwandte, wenn er an irgend einer Jungenmütze die schleswig-holsteinische Kokarde erblickte —, seit Friedrichs Tode trugen wir sie alle, wenn auch verborgen — so hatten wir ihn wirklich in unser Herz geschlossen wie keinen andern Dänen. Als er die schöne blaue Uniform aus- und einen schwarzen Rock anzog, bedauerten wir ihn anfänglich sehr: Thor und Signe erzählten uns aber, daß er nun Beamter werden wollte; das sei mehr als Wachtmeister.

Um diese Zeit war es, daß die Kinder sich untereinander erzählten, die Preußen würden kommen. Diese Nachricht stammte von den Fischern: kein Erwachsener glaubte sie, und die dänischen Offiziere schienen sich gleichfalls sehr sicher bei uns zu fühlen. Obgleich das Kriegsschiff, das die Dragoner mit ihren requirirten Pferden nach den

dänischen Inseln bringen sollte, bereits seit einigen Tagen angekommen war und in der Nähe unsrer Leuchtfeuer umherkreuzte, so konnten sich die Herren doch nicht von uns trennen. Vielleicht war auch der Amtmann zu liebenswürdig gegen sie, kurz, der Dragonerrittmeister mit seinen Leutnants und einem Tierarzt wohnte noch immer im ersten Gasthof unsers Städtchens, und man sagte, daß es sich alle Krieger sehr wohl sein ließen.

Morgen kommen die Preußen! erzählte ich am Abend des vierzehnten März meinem Großvater; der aber schüttelte den Kopf und sagte: Sie kommen nicht — das ist ja dummer Kinderschnack!

Die Nacht war sehr unruhig, heulend fuhr der Märzsturm durch die kahlen Bäume, rüttelte an den Ziegeldächern und warf klirrend einige Dachpfannen auf die Straße. Ich konnte nicht schlafen; hatte mir nicht mein Freund, Georg S., ganz bestimmt erzählt, daß die Preußen heute kommen würden? Er hatte die Nachricht von seinem ältesten Bruder, der im offnen Boot von einer kleinen holsteinischen Stadt zu uns herübergerudert war, hart an dem dänischen Kriegsschiff vorbei, das ihn erst angerufen hatte, als er nicht mehr nötig hatte, zu antworten. Dann waren einige Kugeln über ihn dahingeflogen, aber keine hatte ihn getroffen. Mit seiner Ladung von Kolonialwaren, die kein Krämer bei uns von Kopenhagen beziehen wollte, war er glücklich gelandet. Die Preußen kamen sicher — er hatte sie ja selbst gesehen: kleine Kerls,

mit den Hosen in den Stiefeln! Dies und vieles andre hatte mir Georg berichtet, so schöne Geschichten, und niemand wollte sie mir glauben! Es war ärgerlich, so ärgerlich, daß ich aufstand, als der Morgen kaum graute. Es wehte noch immer stark und der Himmel war trübe. Ich sah mißmutig aus dem Fenster — im nächsten Augenblick stürzte ich die Treppe hinab und aus der Hausthür.

Truppweise mit gefälltem Bajonnet kommen fremde Soldaten die Straße herauf. Hie und da knattert ein Schuß, ein Kommando erschallt, dann geht es wieder trab trab! durch unsre verschlafne Stadt. Ein dänischer Soldat stürzt bei mir vorbei nach der Schmiede, wo angeschirrte Pferde stehen; er schwingt sich auf ein Tier — da knattert es, und er sinkt lautlos zusammen. Dort sind einige halb bekleidete Dänen, die sich willenlos ergeben und den Schlaf sich aus den Augen reibend zusehen, wie indes die Preußen uns „erobern". Es geht weiter hinein in die Stadt, wir Kinder selbstverständlich hinterdrein. Dort steht Wachtmeister Critzoe in voller Dragoneruniform und stürzt mit geschwungnem Säbel auf die Fremden zu; wieder knattert es, und er bricht zusammen· Wir Kinder aber beginnen laut zu jammern: Ach, was habt ihr gethan! Das ist ja Critzoe, der gar kein Soldat mehr ist!

Aber wie konnten die Preußen wissen, daß Critzoe kein Soldat mehr war! Sie liefen weiter, und vor dem Gasthause entwickelte sich eine eigen=

tümliche Szene, die uns Kindern wie ein Theaterstück vorkam. Der eine dänische Dragonerleutnant wollte sich den Preußen nicht ergeben. Aus süßem Morgenschlummer erweckt, kletterte er im leichtesten Kostüm auf das Dach des Wirtshauses und schoß von dort nach allen Seiten seinen Revolver ab. Aber auch die preußischen Soldaten begannen mit einer Leiter das Dach zu erreichen, worauf der Leutnant wieder in das offenstehende Fenster seiner Giebelstube schlüpfte, sich einen neuen Revolver holte, in der Erregung aber stets nach uns Kindern und nicht nach den Preußen schoß und endlich, immer noch in unvollständiger Toilette, aus dem Fenster sprang und in ein Nachbarhaus floh. Was vermochte er aber gegen die Übermacht? Als er wieder erschien, führten ihn zwei preußische Soldaten, und ein dritter warf ihm aus dem Fenster einige höchst notwendige Kleidungsstücke zu. Daß der aufgeregte junge Herr keines der Kinder verwundet hatte, die in nächster Nähe dem Schauspiel beiwohnten, ist allen Augenzeugen später als ein Wunder erschienen.

Und noch etwas sollten wir erleben. Wildes Schreien und Johlen drang von der Straße, die nach dem Amthause führte, an unser Ohr, und ein kleiner Volkshaufe näherte sich, der so wütende Laute ausstieß, wie wir sie noch nie gehört hatten. Zwischen einigen preußischen Soldaten ging der dänische Amtmann, der Spion und Verräter, wie ihm wohl hundertmal zugerufen wurde! Dem

großen starkgebauten Mann, den wir nicht anders als in schöner Uniform gesehen hatten, merkte man es auch an, daß er eben aus dem Bette kam; die Kleidung hing lose um ihn herum; er ging schwankenden Schrittes und lehnte sich totenblaß auf einen Soldaten. Er wurde zum Kommandeur der Preußen geführt, der ihn nach kurzer Unterredung vorläufig wieder nach Hause schickte. Habt ihr nicht noch mehr Dänen hier? fragte einer der Preußen die umstehenden Leute, und diese nickten. Gewiß, da waren der Postmeister und der Zollverwalter; auch der Propst hatte neulich erst einen dänischen Orden bekommen, etliche Zollkontrolleure sprachen nur gebrochenes Deutsch. Sind die Leute gefährlich? hieß es, und man sah sich zweifelnd an. Gefährlich? Nun, es waren ja Dänen; man konnte sie immerhin wegjagen. Nun, dann wollen wir sie wegjagen! riefen die Brandenburger, kommt mit und zeigt uns den Weg!"

Schon setzt sich ein Trupp Leute in Bewegung, da kommt Bruder Heinrich des Wegs. Er ist jetzt wieder für eine Zeit lang in der kleinen Stadt anwesend und amüsirt sich heute vortrefflich.

Jungens, wo wullt jü hen? ruft er den Leuten zu, von denen er jeden einzelnen kennt, und einer der Angerufenen streicht sich bedächtig das helle Haar aus der Stirn.

Ja, Heine, wie wullt den Propsten en beten wegjagen und de annern Dänens ok! Komm mit, min Jung, dat is en Spaß!

Aber Heinrich schüttelt den Kopf. Nee, ik will nich mit; de Lüd do hebbt mi ja gornix dahn — de hebbt ja keenen Minschen watt dahn!

Die Leute bleiben stehen und werden nachdenklich. Dat is ja wull eegentlich ok wahr: nee, de hebbt uns gornix dahn — dor sind ja ganz vernünftigen Keerls mit mang — nee, dahn hebbt se uns nix! Und einer von ihnen wendet sich zu den Preußen, die diesen barbarischen Naturlauten verständnislos und ein wenig verächtlich gegenüberstehen. Wir wollen das man sein lassen! Die paar Dänens, die noch hier sind, können vor unsertwegen hierbleiben!

Und sie blieben alle. Eine Zeit lang wahrscheinlich mit sehr unbehaglichen Gefühlen, besonders wenn sie der Zeiten gedachten, wo die dänischen Machthaber deutschgesinnte Beamte aus Amt und Brot in die Fremde jagten. Dann aber gewöhnten sie sich bald an das neue Regiment, das gegen die Dänischgesinnten des Landes mit großer Nachsicht verfuhr und sich wohl hütete, alte Wunden wieder aufzureißen. Nur die Beamten, die den frommen Wahn hegten, der augustenburgische Herzog würde jetzt sein rechtmäßiges Erbe antreten, mußten bald zu ihrem Schaden erfahren, daß es so nicht gemeint war. Vorläufig aber war natürlich von solchen Dingen nicht die Rede. Wir freuten uns alle unbändig, und viele Menschen behaupteten, der fünfzehnte März 1864 sei der schönste Tag ihres Lebens.

Für die Frau des ehemaligen dänischen Wachtmeisters war er das nun freilich nicht. Ihr Mann hatte sich heute zum letztenmale die blaue Uniform angezogen, um dem Dragonerrittmeister, der früher sein Chef gewesen, Lebewohl zu sagen: er sollte den Tod darin finden.

Der schönste Tod ist der Soldatentod! tröstete uns der tapfere preußische Hauptmann, als wir ihn immer wieder fragten, weshalb Critzoe habe sterben müssen. Und er versprach uns für ihn das schönste Begräbnis. Es war auch wirklich schön: die drei Salven über das Grab, die feierliche Choralmusik, die vielen Uniformen. Unser Amtmann stand ebenfalls am Grabe; vielleicht wünschte er, daß auch ihn eine preußische Kugel getroffen hätte. So gut sollte es ihm aber nicht ergehen: den Verdacht, noch immer zu den Dänen in Beziehung zu stehen, konnte er ebenso wenig von sich abschütteln, wie die Verachtung der Bevölkerung, und eines Tages war er verschwunden, um niemals wiederzukommen. Er ist dann auf einer der dänischen Inseln vergessen gestorben.

Uns Kindern war sein Schicksal gleichgiltig; wir hatten gar keine Zeit, an ihn zu denken. Am Eroberungstage wußten wir nicht, wo uns der Kopf stand. Da galt es zuerst den durchkälteten Preußen Kaffee aufs Rathaus zu bringen; dann mußte man sich doch eine Schleife in den schleswig-holsteinischen Farben kaufen, oder eine Nadel, die zwei verschlungne Hände darstellte, über denen

stand: Up ewig ungedeelt, oder: Frei bis zur Königsau. Die Kaufleute hatten plötzlich alle diese Sachen vorrätig, und als am Abend das Städtchen illuminirte, da fehlten nur in wenigen Fenstern die leuchtenden Farben, mit denen sich Schleswig-Holstein seit so vielen Jahren nicht hatte schmücken dürfen.

Dunkel und verhängt war nur das Häuschen des toten Wachtmeisters. Als ich am nächsten Tage einen Kranz hinbrachte, erschrak ich vor der Grabesstille, die dort herrschte, und vor der thränenlosen Verzweiflung der Angehörigen. Damals lernten wir zum erstenmale die traurige Rücksichtslosigkeit selbst des kleinsten Gefechtes kennen und empfanden es dunkel, daß die, die einen Krieg zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein einen Bruderkrieg nannten, doch nicht so Unrecht hatten. Aber das trotzige kleine Dänenreich hatte zu lange die Rolle des Kain gespielt, als daß sich Abel, trotz mancher Schmerzen, nicht aufjubelnd von dem Banne der Knechtschaft hätte losreißen sollen. Wie aber wäre es wohl nach dem Tode König Friedrichs geworden, wenn seine Ratgeber den stammverwandten Herzogtümern ihre Stammverwandtschaft gelassen, wenn sie die deutsche Sprache in Schleswig nicht zu unterdrücken versucht, die deutschgesinnten Beamten nicht verfolgt und gequält, wenn sie, mit einem Wort, Schleswig-Holstein den Schleswig-Holsteinern gelassen hätten?

Wen die Götter verderben wollen, den pflegen

sie mit Blindheit zu schlagen. Dieses Wort bewahrheitete sich sogar bei der eben berichteten kleinen Eroberung. An demselben Tage, wo die Preußen uns eroberten, hatten die dänischen Dragoner mit den requirirten Pferden nach Kopenhagen segeln wollen. Trotz eines in der Nähe kreuzenden Kriegsschiffes, trotz ausgestellter Wachen ahnten sie nichts von der Nähe der Preußen, während wir Kinder uns in der Schule davon erzählten! Viele Leute haben sich später darüber gewundert, daß so etwas möglich gewesen war; im Grunde genommen war es aber gar nicht so erstaunlich. Gerade wir deutschen Kinder hatten gar keine Fühlung mit den dänischen Soldaten; selbst dem neugierigsten Jungen fiel es nicht ein, sich ihnen zu nähern. Nicht aus Haß oder Abscheu hielt man sich fern von ihnen, es that uns ja niemand etwas; es war eben eine Unmöglichkeit, mit ihnen zu sprechen.

Wenige Tage nach dem Einzug der Preußen wanderte eine stille Schar durch unsre kleine Stadt. Es waren die gefangnen dänischen Soldaten, die nach Brandenburg marschirten, ihnen voran fuhren die Offiziere. Still waren sie gekommen, und still zogen sie wieder ab, kein Mensch sagte ihnen ein böses Wort. Sie hätten es auch nicht verdient; denn obgleich sie requirirt hatten, so wüßte ich mich doch keines einzigen Falles zu erinnern, wo sie sich ungehörig betragen hätten.

Mit den Dänen zog sie von dannen, die dä-

nische Zeit, ein neuer Tag brach an in der Geschichte Schleswig-Holsteins. Und so lange Nord- und Ostsee an unsre Küsten schlagen, so lange unsre Buchenwälder grünen, und über unsern Marschen der Sturm pfeift, so lange wollen wir nun bleiben: „up ewig ungedeelt!“

Druck von Carl Marquart in Leipzig.